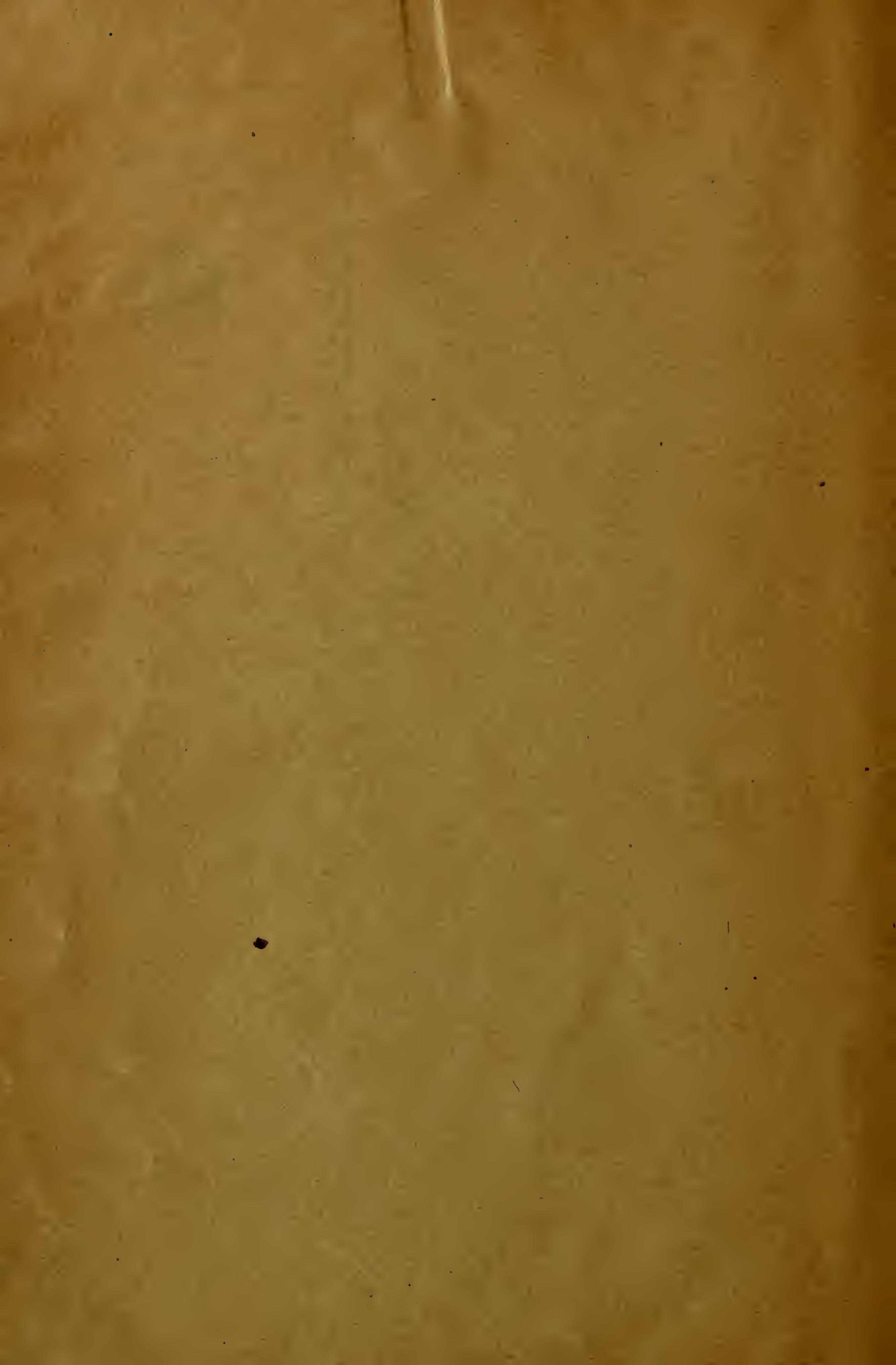






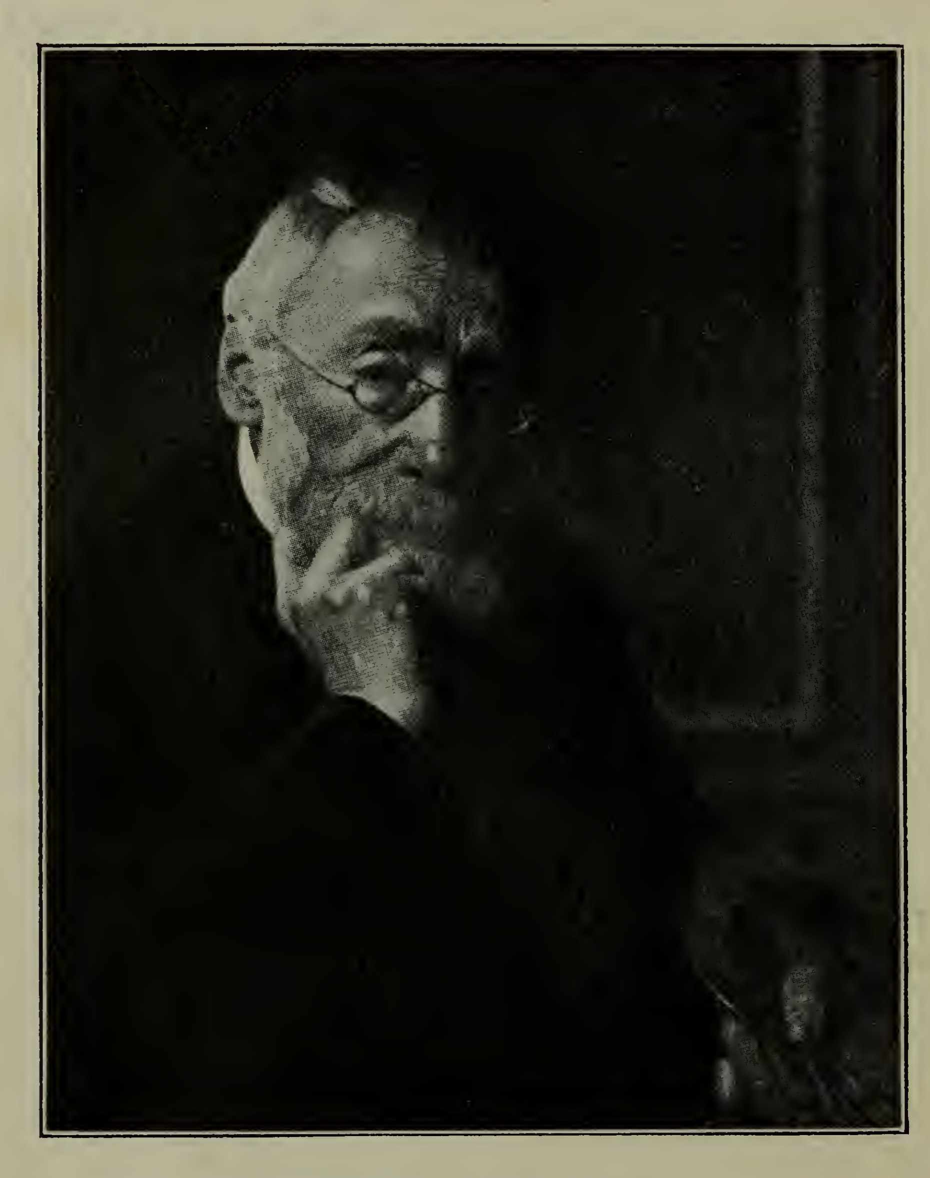
# Von jüdischer Kunst

(Jozef Israëls)



Jüdischer Verlag
G. m. b. H.
Köln und Leipzig
1910


„BAR-KOCHBA"
Verein der jüd. Hochschüler
PRAG



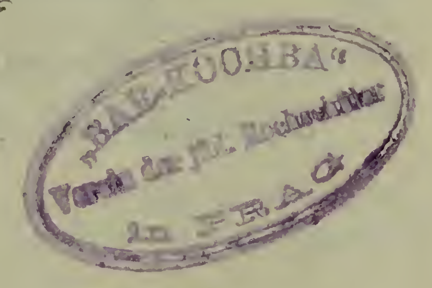
JOZEF JSRAELS
(1904)

Max Eisler

# Von Juedischer Kunst

## (Jozef Israels)

Ein Vortrag




---

Jüdischer Verlag
G. m. b. H.



Köln und Leipzig
1910.

*Es führte mich dieser Sommer von Rothenburg nach Scheveningen und von da nach Basel — aus der alten Juden=feste kam ich so zu Jozef Israëls und von ihm zur Geburtsstätte unseres neuen Judentums. Das waren Quellen, sie rauschten zu=sammen und ich hörte auf sie.*

*So entstand dieses Buch.*

Wohlan!

Lasst uns eine Stunde ernsten und würdigen Betrachtungen widmen, die den Juden von heute ziemen.

Wir wollen unsere Gedanken vom Alltäglichen abkehren, dessen sie müde wurden. Wir wollen unsere Sinne ruhen lassen, dass sie sich von der Hast und der Mühsal des Tages erholen. Und wir wollen die Augen schliessen, die des Niedrigen und Gleichgiltigen überdrüssig wurden.

Wir wollen eine Stunde lang rasten — und feiern. —

Und rüsten wollen wir uns zu dieser Stunde, als ginge es an ein Fest. Jetzt müssen die Hände ruhen und die Herzen offen stehen. Denn nur mit den Augen der Seele kann man ersehen, was einer Seele Auge sah, als ein Künstler sein Werk empfing. Keines Auges Blick dringt tiefer, keiner leuchtet so sehr von inwendiger Schönheit und ist so reich an Liebe wie der Blick des Herzens, keiner kann wie er Geheimstes kundbar machen und in finsteres Licht bringen. — Keiner kann bis zur Seele der Dinge dringen als der Blick einer Seele.

Darum müssen zu dieser Stunde alle Herzen bereit sein, den Segen zu empfangen, der wie ein milder Strom fremden Lichtes den Tiefen der Künste entströmt.

Und aller Hass und alle Hast soll uns fern sein; einfältigen Sinnes wollen wir die Feierstunde begehen, voll Glauben und Innigkeit; denn des Künstlers Augen sind wie die der Kinder, hell und fromm und tief und der Liebe voll. Wir wollen wie Kinder auf sein Werk sehen; dann wird es uns begnaden mit der hohen Freude der Kinder, die rein und unbehelligt ist, wie keine andere.

Das sei die Rüste zu der Feier, die wir in dieser Stunde begehen wollen.

---

# I. Kunstwerk und Seele.

s mag gestattet sein, ein weniges vorauszuschicken. Wir wollen uns bloß verständigen über Grundmeinungen, damit wir uns später auch verstehen im besonderen.

Was ist Kunst, und was soll sie uns sein?

Da läßt sich nicht mit ja und nein antworten.

Ich kann dich vor ein gutes Bild führen und dort sagen: „Siehst du, das ist Kunst". Oder ist vielleicht auch dies sündhaft?

Ich kann dir ein Gedicht lesen, ein Lied voll Wohlklang und Tiefe — und wenn es verhallt ist und wir genug geschwiegen haben, um Klang und Seele dieses Liedes in uns zu schlürfen, darf ich die leise Frage tun: „Ist dies nicht Kunst? Hat es dich nicht besänftigt oder erschüttert, war es dir nicht wie die Stimme des Frohsinns oder der Traurigkeit? Hast du nicht einen Laut vernommen, der einem Herzen entstieg, als es weinte oder lachte? Was du selbst in jenen wenigen Augenblicken fühltest, da du wirklich gelebt, erlebt — ist es hier nicht zur Dauer gefaßt, gebannt, gebildet, in schöne Form gebracht? — Ist dies nicht Kunst?"

So kann ich fragen. Denn hier gibt es kein ja und kein nein, hier gilt nichts für alle, hier fällt oft morgen, was gestern noch unumstößlich schien. Hier gilt bloß das Urteil der eigenen Empfindung. Denn jede echte Kunst ist Herzenssache. —

Ein kleines Lied? Was ist es so eigen?

Die alte Ebner-Eschenbach, die feine, kluge Frau, läßt es dich wissen:

„Ein kleines Lied — wie gehts nur an,
Daß man so lieb es haben kann?
Was liegt darin? — erzähle!"
„Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohllaut und Gesang —
Und eine ganze Seele." —

Ein Lied muß Wohllaut haben — denn darin liegt die Schönheit alles Sangbaren.

Auch ein Bild muß schön sein, denn Schönheit ist der mütterliche Quell aller Kunst.

Rubens, Raub der Töchter des Leukippos.

Des Rubens Bild, der Raub der Töchter des Leukippos: Die Dioskuren auf gebäumten Rossen ringen mit zwei goldhaarigen Mädchen; mit lieblicher Verzweiflung wehren sich die Schönen gegen ihre Räuber; doch schon hält Amor die Zügel. —

Ist dies nicht schön? Sind diese Menschen nicht stark und schön? Ist dieser Himmel nicht hoch und hell und deckt er nicht wie eine klare Krone den rauschenden Zusammenklang leuchtender Farben unter sich? Kein Zweifel, hier ist jener Wohllaut, den unsere Augen wie einen frohen Segen empfangen und froher noch wiedergeben.

Botticelli, Primavera.

Doch muß solche Schönheit nicht immer so offenkundig sein, nicht dem ersten Blick erschlossen, nicht jedermanns Sache. Kann zuweilen auch, in schlichter oder schlechter Form verdeckt, sich nur Eingeweihten kund tun. Vielleicht ist dies sogar der bessere Teil der Kunst, die dem Plebejerauge entgeht und sich bloß den Vertieften eröffnet. Sicher stammt sie aus unsäglicher Vertiefung ihres Bildners und kann darum nur derart wieder wirken. — In eckigen, schlechtgestellten, überzarten Gestalten wird im „Frühling“ Botticellis die Botschaft des ersten Frühlings kund. Wo ist die Schönheit dieses eigenen Bildes? Sie muß verborgen sein, man sieht sie nicht leicht. Etwa in dem lieblichen Blütensegen, der aus dem Dunkel der Bäume süß und duftig dämmert? Oder in den zarten Gestalten, in den keuschen Geberden, in den herbschönen Köpfen dieses fraulichen Reigens? Oder vielleicht gar in diesen seltsamen Augen, die auf uns sehen wie der Spiegel des Waldsees zwischen den Birken? — ich weiß es nicht. — Vielleicht nicht da und nicht dort, aber im Ganzen, in der Flut tiefer Empfindung, die von ihm ausgeht und für die es keinen Ausdruck gibt. Vielleicht in der Lieblichkeit des Gefühles, das den nahen Frühling ahnt und das in allen Teilen dieses Bildes ist als ihr verhülltes Leben. Ich weiß es nicht. Aber das eine weiß ich gewiß: Wer ein Ohr hat, geheimen Klängen zu lauschen, der wird aus dem milden Schweigen dieses Bildes das Steigen süßer Geigen vernehmen — und dann dies Lied:

„Frühling läßt sein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte —
Süße, wohlbekannte Düfte·
Streifen ahnungsvoll das Land.
Veilchen träumen schon. Wollen balde kommen.
Horch, von fern ein leiser Harfenton.
Frühling, ja du bist's — dich hab ich vernommen."

Auch hier also ist Wohllaut, in harte, ungelenkige Form gefaßt — aber er ist da. Und da er es ist, muß er tiefer liegen als vorher; er muß von anderer Art sein, weil unsere Augen ihn nicht gleich wahrnehmen können; denn er offenbart sich nur dem Lauschen unserer Seele, ist Klang von ihrem Klang, Seelenklang. Das ist die inwendige Schönheit dieses Bildes.

Meunier, Grubenpferd.

Und noch ein anderer Wohllaut ist den Künsten eigen, das ist der Wohllaut des Erbarmens, der das Häßliche schön macht und das Niedrige adelt. — Das Grubenpferd Meuniers, verhungert und verarbeitet, blind und elend, häßlich, abstoßend, fast widerlich. Wohl — für Augen, die mit Haß sehen. Doch nicht für die Augen des Künstlers. Die sind wie die Augen der Kinder, fromm und gut. Sie sahen in den großen Jammer der Grube, in die dunklen Schächte, in denen ein Strom lichten Lebens versiegt, die Tiere um ihre stolze Kraft kommen und blind werden und Menschen, Kinder der Sonne, um Blut und Frohsinn und Lebenstrotz gebracht werden, bis sie siech sind und blinde Seelen tragen. Das sahen die Augen des Künstlers in einer Stunde herzlichen Erbarmens, und seine Hände formten dies Bild. Häßlich mußte es werden und wurde so schön, so erschütternd schön. Denn während die Hände das Häßliche formten, bewegte sich das Herz, das sie führte, in dem starken Atem des Erbarmens. So wurde das Häßliche schön — nur durch das Mitleid eines Menschen.

Dies ist der dritte Wohllaut, der aus der Kunst zu uns spricht. In den Dreiklang der Schönheiten fügt er den edlen, herzergreifenden Ton. Und lehrt uns, was wir lange nicht wußten, die Schönheit des Häßlichen, gesehen mit den Augen einer edlen, erbarmenden Seele.

Nun also wissen wir: von zweierlei Art kann der Wohlklang sein, der einem Liede, einem Bilde entströmt. Der eine, jedermann bekannt, geht erfreulich ins Ohr und erquickt das Auge. Er kommt vom Hörbaren und Sichtbaren, vom Sinnlichen und beglückt mit holder Torheit unsere Sinne. Das ist der landläufige Wohllaut, der in den leichten Melodien billiger Musik wohnt, uns angenehm umspielt und – kaum verhallt, uns wieder läßt. Das ist der seichte Wohllaut der Farben und Formen jener Bilder, die überall und allen gefallen, weil sie gefällig sind — und doch nur ein Spiel, das unsere Sinne einen Atem lang erregt – wie auch ein anderes Spiel – funkelnde Schale ohne Wein.

Und dann gibt es noch einen anderen Wohllaut der Künste, das ist der inwendige. Er kam nicht aus der Palette und wird niemals Scheidemünze werden. Er liegt nicht in der sinnlichen Harmonie der Töne und Farben und kann darum nicht mit den Sinnen empfangen werden. Er kam in ein Lied, er fügte sich in ein Bild zu geweihter Stunde, da eines Künstlers Seele wach war und rang und redete. Sie schwieg nicht mehr, die Seele des Künstlers, wiewohl sie sonst schweigen mußte, sie redete. Und ihre Rede war süßer, innerer Wohllaut und floß in das Lied und füllte das Bild und war seither in ihm als der Teil tiefen Lebens, der Jahrtausende überdauert und unversieglich scheint. Und wer sich mit frommem Gemüte seinem Werke nahte und mit wachem Herzen hinhorchte, konnte jenen Wohllaut vernehmen, noch nach Jahrhunderten. Er konnte dabei die Augen schließen und vernahm ihn doch; die Sinne durften ruhen, denn sie vermochten den Laut nicht zu hören. Aber die Seele des Schauenden vernahm ihn, und es war ihr, als umfinge sie die Sehnsucht und die Trauer und der Frohsinn der ringenden Seele des Künstlers, der Jahrhunderte vorher dies Werk gebildet. Das war der Zauber seiner inwendigen Schönheit: Aus der Seelenandacht des Künstlers erstanden, forderte sie die Andacht der schauenden Seele – noch nach Jahrhunderten. Und rief in ihr die gleichen, tiefen Schauer wach, aus denen sie in ihrem Künstler geboren worden – noch nach Jahrhunderten.

Dies ist der echte Teil der Kunst, und ihm wollen wir nachgehen.

---

Und nun: wo finden die Künstler das Schöne, ihr Schönes, das sie darstellen? Sie finden es überall, in Menschen und Dingen, in den Stuben und unter freiem Himmel — überall. Denn unter ihrer Hand geschehen ja eben erst die Wunder der Kunst: das Niedrige wächst hoch, das Unansehnliche wird bedeutsam, das Häßliche schön, das Alte neu und Totes kommt zu Leben. Die Stoffe der bildenden Kunst sind ohne Grenzen, alles Sichtbare ist ihr Bezirk; denn sie vermag allem Sichtbaren Weihe und Adel zu geben.

Der Künstler sieht wie wir: grün als grün und das Rote rot, der Reiz der Farben trifft sein Auge so gut wie unseres und es folgt den Zaubern des Lichtes gleich beglückt und voll Staunen wie das unsere. Er sieht nicht anders, er sieht bloß tiefer — wenn wir auf ein Ding sehen, vermag er in das Ding zu schauen. Und dieser Tiefblick ist sein begnadetes Vermögen, er allein macht ihn zum Künstler.

Korinthischer Säulenkopf.

Er geht in fremden Gedanken am Grabe eines jungen Mädchens vorüber. Die brave Amme hat das Spielzeug des toten Kindes gesammelt, in einen Korb getan, mit einem Ziegel vom Wege zugedeckt und auf den frischen Hügel gestellt. Das war im Winter. Nun aber ist Frühling, und unter dem Korbe treiben die Blätter der Bärenklauwurzel grüne Triebe, klimmen vorn am Körbchen empor und krümmen sich oben am Deckziegel anmutig zurück. — Wir hätten das liebliche Bild gesehen, hätten ihm freundlich zugenickt — und wären vorbeigegangen. Der Künstler blieb stehen. Er stand und sah und ward versonnen. Und sah tiefer. — Das war der Augenblick, in dem das Neue entstand. Aus dem Korb im Blätterkranz war der schöne korinthische Säulenkopf geworden — nur durch die Wunderkraft jener Augen: So eigen können Künstler sehen.

Millet, Die Aehrenleserinnen.

Es ist Mittag im Sommer. Die Garben stehen hoch und wie Bündel goldener Strahlen in den Feldern. Wir gehen über die harten Schollen heim. Am Wege grüßen drei arme Frauen, die sich nach den letzten Aehren bücken. Wir gehen vorüber. — Millet, der Maler, aber blieb stehen — er sah, was wir gesehen, und hielt es fest. Wir waren daran vorbeigegangen, unachtsam, ohne Teilnahme. Er umfing es mit seiner großen Liebe. Und schuf sein Bild. Diesmal war er seinem Auge treu geblieben, hatte nichts hinzugefügt, was

es nicht gesehen, war keine Handbreit von dem schlichten Bild jenes Mittags gewichen. — Und hat doch das Einfache, Unansehnliche groß gemacht, das Gemeine, Alltägliche zur Schönheit geadelt — und statt der mühseligen Menschen das stille, duldsame Leid der Mühsal, statt Feld und Himmel das hohe Lied des Mittags gegeben. Nur weil er tiefer sah als wir und voller Liebe. Wie treu er auch dem Gesehenen blieb, auch hier wurde es ein Neues, ein anderes: nun trägt der schlichte Blick ins Feld den unversieglichen Adel der Kunst.

Israëls, Allein auf der Welt.

Und er kann in Totes Leben bringen. Auch uns kann ein Tisch, ein Stuhl, eine Gardine und die alte Uhr vertraut werden, wenn wir lange mit ihnen beisammen waren. Aber sie bleiben Dinge, und wir vermögen sie nicht lebendig zu machen. — Auch der dürftige Hausrat in Israëls' Bilde „Allein auf der Welt“ ist mit den beiden Leuten der Stube alt geworden und gehört zu ihnen. Weit mehr aber als der in unserer Stube. Dieser hier hat die stillen und heiteren und schmerzlichen Stunden seiner Menschen miterlebt; es scheint sonderbar und kaum zu glauben. Aber der Künstler sagt es uns. Dies Geräte hier vermag mit seinen Menschen zu fühlen, es hat von ihrem Leben empfangen und lebt seither mit ihnen. Sonst würde es jetzt, da der Vater tot ist, nicht unter der sanften Flut der Lichter trauern können, so herzhaft und treu wie die Frau auf dem Stuhle. — So weit geht die Kraft des Künstlers: dem Starren und Herzlosen kann er Blut und Seele geben — weil er mit Liebe sah und mit dem Herzen malte. —

Dies sind die Wunder, die die Kunst vollbringt: Durch blühende Gärten und durch mooriges Heideland geht der Weg des Künstlers, ist in qualmigen Spelunken heim wie im kristallenen Prunksaal, sieht auf zu seidenen Fahnen, die im Winde gehen und auf das bunte Flicktuch, das die Armenkinder tragen müssen, folgt mit frohem Staunen den schwebenden Sonnenwogen wie den spärlichen Lichtern der dämmernden Dachstube — geht, wohin ihn der Wunsch seiner Augen führt — gerade wie wir auch. Und bleibt stehen, wo es ihm sein Herz gebietet — gerade wie wir auch.

Dann aber hat die rastlose Sehnsucht nach dem Schönen, die ihn erfüllt, ihr Ziel gefunden und verweilt. Die Sinne, zum Sehen jeder Schönheit geschärft, schlürfen sich voll, sie

trinken den Rausch der Farben wie köstlichen Wein. Und dann horcht des Künstlers Seele auf: Was das Auge an Reizen empfing, strömt jetzt in lautloser Musik zum Herzen, lacht es an oder macht es schwer, läßt es hoch gehen oder matt und dürftig schlagen, regt seine Schwingen und weckt Erstorbenes, nie Gesehenes, nie Erfahrenes. Und da die Hand des Künstlers sich regt, das Empfangene wiederzugeben: siehe, da ist es ein Neues geworden: was die Seele empfand, als das Auge sah, ist jetzt in ihm und macht es neu. Durch alle Adern des Bildes fließt jetzt das Blut seines Bildners als der Strom unversieglichen Lebens, das in ihm ist; und der holde Widerschein eines aufleuchtenden Herzens leiht ihm die Schönheit, die nicht gesagt, nicht gesehen — nur eben wieder empfunden werden kann. Das Werk wurde zur Schale, die angefüllt ist mit dem Gemüte und dem Charakter des Künstlers. Er ist in ihm — und dies ist das Neue.

Er ist in ihm.

Ihr kennt Jesaia, den Propheten. Stark war er und stürmisch, sein Zorn wie die aufrauschende Brandung des Meeres und sein Trost wie der schwere Duft tiefroter Rosen. „Höre, Himmel, und vernimm du, Erde, denn der Ewige redet. Kinder erzog ich und erhöhte sie, doch gefrevelt haben sie wider mich. — Wohin soll man euch schlagen, da ihr euch wieder verfehltet!“ braust sein Zorn. Doch wie stark ist er im Troste: „(Und) werden eure Sünden sein wie der Purpur, sie sollen weiß werden wie Schnee, (und) wären sie rot wie Scharlach, sie sollen der Wolle gleichen.“ In Zorn und Trost derselbe, ein aufrechtes Gemüt; in Stürmen und Stillen er selbst — unbeugsam in seiner Liebe für sein Volk. So war Jesaia, der Prophet.

Fra Bartolomeo, Jesaia.

Und nun der Jesaia des Fra Bartolomeo in Florenz. Er sitzt da, als rede er zum Volke. Mit energischer Gebärde weist er nach oben, auf den unbesieglichen Hort in Stürmen. —

Ist dies Jesaia? Wohl wohnt Milde und Trost auf dieser Stirn, wohl ruht verhaltene Kraft in diesen Gliedern, die sich im Zorne bäumen wird, wohl ist in diese Augen ein Schatz von Liebe gesenkt. Doch ist dies Jesaia, den ihr kennt, Jesaia, der Prophet? Wohl kaum. — Es ist der Jesaia des Fra Bartolomeo, Jesaia, wie ihn ein Mönch, ein Floren-

tiner, ein Maler einer schönheitsfrohen Zeit sah, — es ist Jesaia, vielleicht an Stirn und Auge und Gebärde — aber an Seele ist es der Bruder Bartholomeus.

Michel-angelo, Jesaia.

Und nun nochmals die Frage: Ist dies Jesaia, den ihr kennt? Jesaia, den Michelangelo bildete. Kaum je ist ein herbes Gemüt, der drohende Sturm eines Aufrechten, die schmerzvolle Weihe dessen, der auf Gottes Stimme hört, gewaltiger gefaßt worden als hier. — Und doch ist es nicht Jesaia, der Prophet. Ihr kennt sein Blut – ihr seid ja gleichen Blutes – und habt sein Rauschen vernommen in seinen Reden an sein Volk. Hier strömt ein fremder Strom. Aus den Quellen des Künstlers ist er gestiegen und füllt jetzt die Gestalt Jesaias mit der Seele Michelangelos.

So trägt jedes Kunstwerk Blut und Leben von der Persönlichkeit seines Künstlers in sich, und dies ist sein köstlicher Teil. Er ist in ihm wie die Frucht in ihrer farbigen Hülle. –

Und dann – noch ein zweiter Bann umfängt das Schaffen des Künstlers und gibt ihm seine Grenzen. Das ist der Bann seines Stammes.

Zwei Künstler, hochbegnadet, haben Mose, unsern Führer, dargestellt. Beide den gleichen Mose, Mose im gewaltigen Grimme. „Und als er dem Lager näher kam und das Kalb und den Reigen sah, da entbrannte Mosis Zorn, und er warf die Tafeln aus der Hand und zerschmetterte sie am Fuße des Berges.“ Also stellten ihn beide Künstler dar. –

Ich wähle den schwierigsten Fall. Denn gerade diese beiden, Michelangelo und Rembrandt, sind die persönlichsten unter allen Malern, die ich kenne, schaffen durchaus aus sich und nicht aus Fremdem und sind freier von den Schönheitslehren ihrer Zeit, von dem Empfinden ihres Volkes als irgend einer. Und stehen doch in diesem Bann, selbst sie.

Michel-angelo, Mose.

Der Mose des Michelangelo am Grabe Julius II. Wer ihn zum ersten Male sieht und sich jener biblischen Stelle erinnert, hat dieses erste Gefühl: Dies ist Mose, unser Führer, so drohte sein Auge, als es den sündigen Taumel seines Volkes sah, so war sein Grimm, als er die heiligen Tafeln faßte. Aber der erste Blick täuscht. Sehen wir näher zu, tiefer. Unsere Empfindung ändert sich, sie steigt zur Tiefe. Und sagt: Dies ist das faustische Gemüt Michelangelos, wenn es stürmte, so war seine Seele, wenn sie

wachte und rang und schuf, dies ist der Zorn des Künstlers, wenn sich der Stoff seinem Willen feindselig entgegenstellt — so war Michelangelo. Das ist die zweite Stufe der Erkenntnis. Doch noch gibt es eine dritte, die letzte, die zur Quelle führt: In jedem, und sei er noch so frei, fließt das Blut vergangener Geschlechter, und die Gedanken, das Gemüt seiner Zeit ragen in das Schaffen seiner einsamen Stunden, wie sehr er sich auch wehrte. Und dies ist die dritte Stufe: Seele und Blut scheiden sich. Die Seele dieses Mose ist genährt vom Blute des italienischen Volkes, wie die Seele Michelangelos sich aus diesen Quellen nährte; das Temperament des Südens, Zorn vom Zorne der Borgia, Adel vom Adel der Medici, füllt diese Adern; die neuerwachte Sinnenlust einer schönheitstrunkenen Zeit ruht auf ihm, und das wiedererstandene Maß antiken Schönheitssinnes gibt dem Pathos dieses Zornes seine stolze und großartige Gebärde. So ist es gezeichnet von Zeit und Volk, dem es zugehört.

Rembrandt, Mose.

Der Mose Rembrandts, die Tafeln des Gesetzes zum Wurf erhoben. — Gewiß, auch hier Geist vom Geiste Israels und seines Führers – gewiß, auch hier Grimm vom Grimme Rembrandts, den gerade damals sein Volk verlassen hatte, wie Mose, als er vom Horeb stieg — aber in den Tiefen dieses Lebens rauscht germanisches, holländisches Blut. Rembrandt, der ewige Kampfhahn gegen das bürgerliche Holland, ist doch sein Sohn und kann es nicht verleugnen. Der bewegliche Sinn, der damals sein Volk im Handel und zur See emporgebracht, seine Neigung zum Nüchternen und Wahrhaften, weit entfernt von der alleinherrschenden Schönheit, im Italien Michelangelos, seine durchaus menschliche Art, sich zu bewegen, sich zu empören – fremd der italischen übermenschlichen Pose — ohne Acht auf das Maß, bloß in sich, jäh und brausend — all dies vom Gemüte seines Volkes erfüllt sein Werk in der Tiefe, — wie sehr er sich auch dagegen wehrte, wie hoch er auch darüber gewachsen war. Es waren doch die Wurzeln, und auch des Baumes Krone sog aus ihnen ihre Nahrung.

# II. Von fremder Kunst.

Dies nun sind die Quellen der Kunst, der wahren, die wir meinen. Und der fremden.

Nun aber gilt es die Wege zu finden ins Eigene. Mit frohem Stolze wollen wir sie gehen, mit der stillen Freude derer, die im Eigenen schreiten und mit dem Stolze der Bescheidenen, die am Eigenen Genüge finden.

Was ist jüdische Kunst?

Die Antwort scheint natürlich: doch wohl die Kunst der Juden.

Und doch muß sie erst redlich gesucht und erwiesen werden; denn nirgend sind Meinungen so unsicher und verworren, ist Fremdartiges so häufig für Eigentümliches gehalten worden als gerade hier. Man war der Meinung, daß von fremder Hand jüdische Kunstwerke gebildet werden können, und vergaß, daß in solchen notwendig eine fremde Seele wohnen müsse. Man rechnete die vielen, die seit einhalb Jahrtausenden jüdisches Leben gestalteten, nicht ganz bescheiden zu den unsern – und verwechselte derart Stoff und Wesen.

Es war unser Stolz, der uns irreführte, das frohe Bewußtsein, daß unser eigentümliches Leben und Erleben schön und tief genug sei, um die Besten anderer Völker auf sich zu lenken, ihr Gemüt zu bannen und zu begeistern.

Und wahrhaftig — wir hatten Grund genug zu solchem Irrtum. Denn kein weltlicher Bezirk ist so häufig von fremdem Fuße beschritten worden als der unsere. Urzeit, Vergangenheit und Gegenwart der Juden hat fremde Kunst gebannt.

Rembrandt, Abraham speist die drei Engel.

Sie holte aus der unirdischen Schönheit unserer Bibel Wunder und Wunder hervor.

Coypel, Esther vor Ahasver.

Sie mühte sich um die stolzen Denkwürdigkeiten jüdischer Geschichte.

Delacroix, Jüd. Hochzeit in Marokko.

Und sie erfaßte mit hellen Augen den Farbenreiz jüdischen Lebens der Gegenwart und suchte es festzuhalten.

Reynolds, Samuel als Kind, betend.

Und mehr als dies. Der Fremde wußte, was viele von uns nicht wissen: daß unsere Seele, die schlimme Seele der Juden, süßen Wohllaut habe, den stillen Wohllaut der Ein=

samen — daß unsere Kinder eine eigene Art haben, zu lachen, sich zu regen und zu beten.

Sie wußten, was viele von uns nicht wissen, daß wir, wir, die von fremdem Haß Verschüchterten, von schmählicher Selbstverachtung Beschwerten — noch wir selber seien — wie ehedem — und daß in uns das alte, sonderbare Judenherz noch schlägt — wie ehedem.

Wie sehr wir uns auch dagegen wehrten.

Das wußten sie, und darum schlossen sie sich an uns — allerorten — allerzeiten — Auserlesene:

„Geächtet Volk, ich zeige dir die Stege
Aus Haß und Hohn zu deiner Jugend Glück,
Verlorner Stamm, ich weise dir die Wege,
Und deiner Wege Losung heißt: Zurück!

Zurück zur Schönheit einst gesungner Psalmen,
Zurück zum heil'gen Bach bei Anathot,
Zurück zu deiner Heimat Balsampalmen,
Zurück zu deinem alten großen Gott!

Ich bin des Predigers Stimme in der Wüste,
Stark ist mein Schrei, die Liebe ihn gebar,
Ich bin des Predigers Stimme in der Wüste,
Ein Fremdes ruft aus mir und redet wahr.

Und ruft dir zu: „Laß Pflug und Wage stehen,
Sei, was du bist, das alte Israel,
Noch lebt dein Gott, und seine Säulen gehen
Noch heute vor dir, höre Israel!“

So klingt das Lied aus fremdem Munde, ein deutscher Freiherr singt es und steht nicht allein. Neben ihm, Münchhausen, der englische Byron, der Dithmarsche Hebbel, der Tschieche Vrchlicky und Grillparzer — Dichter und Künstler — eine stattliche Reihe — alle uns zugeführt — nicht wohl aus Liebe für uns — aber aus Liebe zur Schönheit, die auf unserem Leben ruht — dieser eigenen, widerwillig fesselnden Schönheit jüdischen Lebens.

Mußten wir da nicht stolz werden — und dankbar?

Wohl: Auch wir sind ihnen allen vom Herzen zugetan: wir danken ihnen, daß sie aus unserem Schatze Vergängliches festhielten — in ihrer Art — doppelt ,daß sie uns die Pracht

und Tiefe des Judentums, jenes ererbten und noch mehr des in uns ruhenden, zeigten und unseren Stolz weckten und festigten.

Aber darum ließen wir uns von solchem Frohgefühl nicht irreleiten: wir konnten — trotz allem — ihre Kunst nicht als Judenkunst ansprechen. Wir sahen ihren Willen, wir sahen ihr Können:

Sie wollten, was ihnen im letzten doch versagt bleiben mußte — und schon darum sind sie der Bewunderung würdig; denn auch der Wert des Künstlers wächst mit seinen Zielen. Aber wie sehr sie sich auch mühten, wie stolz und echt ihr Werk auch wurde — jüdisch ward es nicht.

Rembrandt, Der Rabbiner Manasse.

Wohl mochte es gelingen, die Erscheinung des Juden, die Hülle seines inneren Lebens, zuweilen treu und lebhaft festzuhalten, zumal wenn sie von Natur aus so eindringlich und charaktervoll geartet war — bei Rembrandt, dem Großen. Aber auch hier herrscht anderswo das Fremde vor:

Lefebvre, Rachel.

die Rachel des Jules Lefebvre z. B. ist glatt und kokett wie nur irgend eine Französin — selbst in ihrem Aeußern — bloß ein Strich von der Schönheit der Rasse. — Vollends

Tizian, Salome.

aber die Salome des Tizian: kennt einer des Meisters Frauenbildnisse: die „Flora“, „la bella“, seine Tochter Lavinia? — Kennt einer das fürstliche Geschlecht der Frauen, das damals Italiens Höfe beherrschte, dem frohen Kultus der Sinne Heimstätten offen hielt und den Mut und das Geschäft der Männer teilte? — Ist diese Salome nicht ihre leibliche Schwester — auch in ihrer Schönheit? —

Michelangelo, Joël.

Hat einer von den Männern Roms erfahren, die den Staat mit ihrer Einsicht lenkten und mit ihrem Schwerte schützten — ist dies nicht einer ihrer Herkunft, ein Coriolan, ein Sulla, ein Cäsar — oder ist es Joël, der Prophet der Juden? Selbst bloß die äußeren Linien jüdischer Lebenserscheinung vermochte jene fremde Kunst zumeist nicht zu bannen — einmal, weil sie gar nicht darauf ausging, und ein andermal, weil auch hier ein Fremdling in Israels Toren weilte.

Wieviel weniger konnten sie Geist und Herz des Judentums in ihre Formen zwingen.

Das Herz der Bibel.

Murillo, Jakobs Traum.

Der Spanier Murillo malt ein Traumgesicht. Auf einer Leiter, die in den Himmel ragt, steigen Engel auf und nieder — und an ihrem Fuße liegt einer und schläft. Ein Traum

voll Kraft und Anmut — aber Jakobs Traum? — Und es heißt: „Und Jakob erwachte . . . und fürchtete sich und sprach: Wie furchtbar ist dieser Ort!“ In dieser Furcht dessen, der in Gottes Haus geschlafen, liegt das Ungewöhnliche, Erzväterliche, das Biblische. Wo ist es hier? — Und wer ahnt aus dem lieblichen Reigen der Engel, daß hier einer zum Vater eines Volkes, bestimmt zu leiden ohne Ende, schmerzlich gesegnet wird?

So redet die Bibel. Wie anders spricht dies Bild.

Rembrandt, Jakob ringt mit dem Engel.

Israël — das heißt einer, der mit Gott streitet. Das war Jakob, der mit dem Engel stritt, das ist der Jude, der ohne Rast ins Ungewisse strebt, stets irrend um das Höchste ringt, das Unfaßbare zu fassen, stets fragend — Fragen ohne Ende. — Rembrandt, der Fremde, aber gab, was uns zu geben versagt ist — Antwort auf Fragen, die wir von altersher tun und noch Jahrtausende tun werden. Er bildete den leibhaftigen Kampf Jakobs mit dem Engel. Er sah, was wir bloß schauernd ahnen, er bildete in Fleisch und Blut, was wir, wir Juden, als Geheimnis Gottes scheuen, er empfing als Offenbarung des Auges, was sich uns Juden bloß im Herzen offenbart — gab Ziel, wo wir ringen, Antwort, wo wir fragen müssen. — Wir aber müssen weiter fragen; denn dies ist unser Wesen, das wir nicht lassen können.

Orley, Hiob.

Was aber wird vollends aus dem Gefühl unserer Bibel, wenn sie einer mit den Augen fremder Religion sieht? Was wird aus der Geschichte des Juden Hiob, wenn Bernard van Orley sie malt? — Ein gut katholisches Altarbild, katholisch, niederländisch, von der Renaissance gerahmt, ein Vetter des Sebastian und Antonius, aus der Schule der Märtyrer — kaum noch irgend verwandt mit unserem stillen Dulder.

Das Herz unserer Geschichte!

Michelangelo, David.

Entsinnt euch der Tage, da wir ein starkes, einiges Volk waren, da Könige, geboren und gesalbt, über uns herrschten und Jerusalem wie eine Fürstin thronte unter den Städten des Westens. Entsinnt euch jenes Knaben, des köstlichen Reises von Isaïs Baume, der, noch ein Knabe, schon den Gang der Könige hatte, den sorglosen Kindermut des Helden und die Seele des Sängers — aber all dies noch im Keim, vorerst bloß angedeutet, schüchtern, unbewußt,

noch ohne Ziel. — Und dann der David, den Michelangelo meißelt, zum Wurfe bereit, Aug in Auge mit dem harrenden Gegner. Ist er nicht ein Kampfgenosse jenes Doryphoros (Speerträgers) des athenischen Polyklet, seine Kraft von der des griechischen Athleten, seine Schönheit von fremdem Adel, seine Stirn und Geberde wissend und klar? Und wird aus diesem Herzen dereinst der süße Sänger seine Psalmen singen?

Rubens, David.

Rubens bildet ihn: den Sänger, der ein König war der Lieder und der Juden. Das heißt — dies soll er sein. Inneren Ohres lauscht er, und wie seine Seele schwingt, so singt er. Wovon? Doch wohl von Prächten, die nun verschwunden, von Träumen, die vergangen, von Hoffnungen, die nun zu Schmerzen wurden. Das Lied des Alters. Singt er von seines Volkes Irrtum und Tröstung, von seines Gottes Zorn und Liebe? — wie David sang, der ein König war der Lieder und der Juden? – Ich kann es nicht glauben. Der Strom der Psalmen rauscht in der Ferne – hier schweben andere Melodien.

Boulongne, Salomos Urteil.

Des Davids Sohn war Salomo. Stark war er und weise. Von den Oasen am Nil bis in das Goldland von Ophir, allerwegen sprach man von seiner Weisheit. Sie gab sich nicht mit der Pracht und der Pose des Königs, sie brauchte sie nicht; sie war nicht kühl, denn sie schöpfte stets aus den warmen Quellen des Lebens. Bei Boulongne aber, der den Richter vor den beiden Frauen malt — diese Weisheit — die ist königlich und kühl — vielleicht von der Art des jungen roi soleil, aber nicht von der des weisen Judenkönigs. —

So nahe und so fern steht die fremde Kunst von dem Herzen unserer Bibel und unserer Geschichte — wie redlich sie sich auch mühte.

So nahe und so fern steht sie vom Kerne dessen, zu dem sie in geweihtester Stunde vorzudringen strebte, dem Kerne jüdischen Daseins: der Judenseele.

Sie, denen der urtümliche Sinn jüdischer Vergangenheit im tiefsten versagt blieb, sie war darauf ausgegangen, die ureigenen Bilder dieser Seele in ihren Spiegel zu fangen, zu sagen, wie Judenkinder sich ängsten oder jubeln, wie Judenmädchen scheu sind und lieben, wie Judenbrüder trotzen und verzeihen — wie Juden ihren Gott sehen. Bis zur Seele

der Juden wollten sie dringen, sie, die Fremden, deren Seele von fremder Art war.

Wie Judenkinder sich schmiegen, wenn die Mutter weint! — Wie rührend, hilflos, kosend ist bei Cazin die Geberde des kleinen Ismaël, der seine Mutter umfängt, mitten im wüsten Lande eine duftende Rose, wie köstlich voll von jenem unbeirrten Triebe, der bei Kindern Liebe heißt — wie erschütternd das kindliche Gemüt. — Aber gerade jüdisch? — nein — bloß kindlich — von keiner bestimmten Art und von keiner notwendigen Herkunft — bloß rührend.

Cazin, Ismaël.

Die Töchter der Juden haben eine eigene Art, bevor sie Frauen werden. Ihre Träume sind schwer, ihre Sinne atmen bedrückt — ihre Geberde ist keusch, und ihre Seele ist scheu. Als ob sie das fürchteten, nach dem sie so sehnlich verlangen. So sind die jüdischen Mädchen. — Aber nicht wie die Schönen bei Poussin, die sich am Brunnen um Elieser sammeln. — Die scheinen zum Hochzeitsmarkt gekommen, den brünstigen Traum ihrer Sinne in jeder Muskel zur Schau gestellt, die Heimlichkeiten des magdlichen Gemütes im Feuer ihrer offenen Augen — so sind nicht die Töchter der Juden.

Poussin, Rebekka und Elieser.

Und so sind nicht die Söhne der Juden — wie bei Rembrandts Versöhnung Jakobs mit Esau. Ihr Hassen ist hart und arg, ihr Versöhnen ganz und unbedacht. Sie stehen nicht aufrecht, wenn sie sich versöhnen, sie beugen nicht das Knie, denn sie sind Brüder, Herz neigt sich zum Herzen, Gleiches zu Gleichem, Bruder zum Bruder. Und wenn sie sich umfangen, umfängt nicht der Stolz die Demut, Verzeihung die Reue — dann fließt Blut zu Blute, was aus einer Quelle gestiegen, rauscht dann wieder zusammen — so sind jüdische Männer.

Rembrandt, Versöhnung Esaus.

Und unser Gott?

„Du sollst dir kein Abbild machen" — denn du vermagst es nicht. Dein Auge kann Ihn nicht sehen — es müßte brechen. — Deine Hand kann Ihn nicht bilden — sie würde verdorren. In den Schauern deines Herzens nur kündet Er sich an und ist in jedem lieblichen Wunder deiner Seele. Er ist in dir, und Er ist in sich — in den Schächten der Erde und in den sonnigen Räumen der Höhe ist Er zugleich, überall, unfaßbar, der alles faßt, unformbar, Er, der Schöpfer der Formen, unbildbar, Er, der Meister aller Gebilde, nicht zu bezwingen. Urvater der Kraft und der

Michelangelo, Erschaffung Adams.

Liebe — und darum nur der ringenden Liebe gegenwärtig — so ist unser Gott! — Nicht aber wie der Bildbare, Gewaltige bei Michelangelo, der Adam erschafft — jedem sichtbar, vielen begreiflich. —

Correggio, Ganymed.

Es läßt sich nicht zwingen. Wir sind von anderer Art, sie sind von anderer. Sie dienen anderen Göttern. Sie haben das Glück der hellen Augen und die Heiterkeit des Herzens. Unsere Sinne regen sich in Fiebern, die ihren geben in gesunden Atemzügen. Sie sehen und bilden — wo wir bloß ahnen und singen. Sie trägt der Adler, wie jenen Ganymed des Correggio, in jede Höhe, und lachend, trunken an jedem Sinn — schauen sie auf alle Lust der Erde; wir können nicht fliegen, wir haben keine Flügel — nur die Sehnsucht.

da Vinci, Judas.

So sind wir, so sind die andern.

Und dann noch eines. Sie sind ohne Schuld, es ist ein altes Erbteil: wenn sie auf uns sehen — und sei ihr Herz noch so unbehelligt — in seinem letzten Winkel lugt der Haß — uraltes Erbe, nicht ihre Schuld. Dann werden ihre Augen blind für uns, der Haß macht sie trübe, und sie bilden jenen uralten Schimpf, der im Worte „Jude" klingt.

Das ist jener Judas, den da Vinci malte und der wie ein großer Schatten über der Judenkunst der Fremden schwebt — uraltes Erbe, von Kunst zu Kunst wieder geboren, der ewige Jude der Kunst.

Das soll nichts gegen sie sagen — soll bloß erklären und zu den Quellen führen, den fremden und den eigenen.

Nun ist der Weg bereitet, wir sind an der Schwelle zum eigenen Hause. Gleich werden wir daheim sein.

Kennt einer den Sabbatabend und seinen Segen? Man ist von hastigen Gängen heimgekommen, aus lauten Straßen, von feindseligen Menschen und Geschäften. Die Stube ist friedlich, warm und licht, weißes Linnen ist gespreitet, die Kerzen brennen. Die anderen warten schon, man tritt zu ihnen, der Schein der Lampe schließt alle in einen warmen Kreis. Wir sind zu Hause.

Und nun beginnt unser Tag, unser Fest. —

Wie schön sind unsere Feste für den, der sie zu begehen weiß! —

# III. Jozef Israëls.

Israëls, Allein auf der Welt.

Ich mußte an Rosen denken, als ich heuer im Sommer zu Israëls ging.

An Rosen, die ich auf meinen Wegen durch deutsches Land gesehen, in den Gärten und in den Fenstern, ein lieblicher Schmuck gemütvollen Lebens, das sich mit stillen Blumen ziert — an die prächtigen Tulpen und Hyazinthen auf den Feldern von Haarlem, die jetzt in sommerlichen Farben prangten und an die dunklen Rosen von Bloemendal, die aus grüner Dämmerung glühten, schweigsam und doch voll von heißem Verlangen und von sicherer Gewährung.

* * *

Ich mußte daran denken, daß Israëls die Blumen liebt, daß er auch in den Gärten des Südens ihrer nicht vergißt, der zarten, scheuen, die in seinem kleinen Garten auf der Koniginnengracht stehen.

Und dann mußte ich an jene Rose denken, die er über alles liebte:

„Es blühte einst im stillen Hof
Mir eine Blume, zart und hold —
Da kam ein Wind — sie brach — sie fiel
Und ist im dürren Sand verrollt. —
Es ist das Bild der lieben Frau,
Die meines Lebens Freude war;
Aus ihren Augen strahlt' mir Trost
Und Sonn' und Segen immerdar.
Sie ist nicht mehr — doch ruht ihr Bild
In mir so tief — zu aller Zeit . . . . .[1])"

Und ich mußte fragen:

Warum er die Blumen, die er so lieb hat, niemals malt?

Vielleicht, weil sie seine letzte Sehnsucht sind und man solches auszusprechen scheut?

Vielleicht, weil er weiß, daß in den Gärten der Juden die Rosen schon lange gebrochen sind?

---

[1]) Nach dem holländischen Original des Israëls' übertragen vom Verf.

Oder sind in diesen düstern Stuben Rosen zu Hause? Ist ihr Duft nicht da, Duft von lang verwehten Rosen, die einmal blühten, Traum von Rosen, die einmal prächtig standen, nun nur noch ein Traum? Dringt ihr leiser Schimmer nicht hierher und lebt er nicht als die geheime, schwere Sehnsucht in diesen trüben Menschen? Sind dies nicht die Rosen der Juden, die sie nicht haben, nicht sehen, und die doch in ihnen blühen als ihre heimliche, schwere Traurigkeit? Steht er nicht, wie wir alle, an den Zäunen prächtiger Gärten, sieht sie hold und lieblich scheinen, dürstet nach ihnen — und kann sie doch nicht erlangen, die Rosen der Fremden? — Was bleibt ihm, was bleibt uns — die Sehnsucht und die Trauer.

Dies ist das eine Lied, das in seinen Bildern liegt; das Lied von den Rosen, die wir nicht erreichen können. — Ein Judenlied. —

Er wohnt hier schon jahrelang in Scheveningen in der Dependance des Hotel d'Orange. Wir saßen in geräumigen Gartenkörben und sahen uns um. Ein schöner Tag, und die Sonne Hollands sang ihr hohes Lied.

Vor uns ein Rasen mit seidiggrünen Graswellen, weiter hinaus das blaue Meer, hinter uns die Dünen.

Hier wohnt er und wohnt gut — wie er es braucht.

Er sieht auf weite Flächen, still gefärbt, das Sonnenlicht spielt auf ihnen mit seinen wechselnden Wundern. Das muß er sehen.

Er folgt in gedankenreichen Stunden den Linien der Wolken und der Wellen, stete Bewegung — und dann den Linien des Meeres und der Dünen, die ins Endlose führen — seine Gedanken folgen diesen großen Linien und gehen mit ihnen — ins Erhabene. So denkt er.

Und wenn er horcht, vernimmt er vom tiefer liegenden Strande das Rauschen des Lebens und des Meeres, in eins zusammenströmend, dennoch gedämpft - das muß er hören.

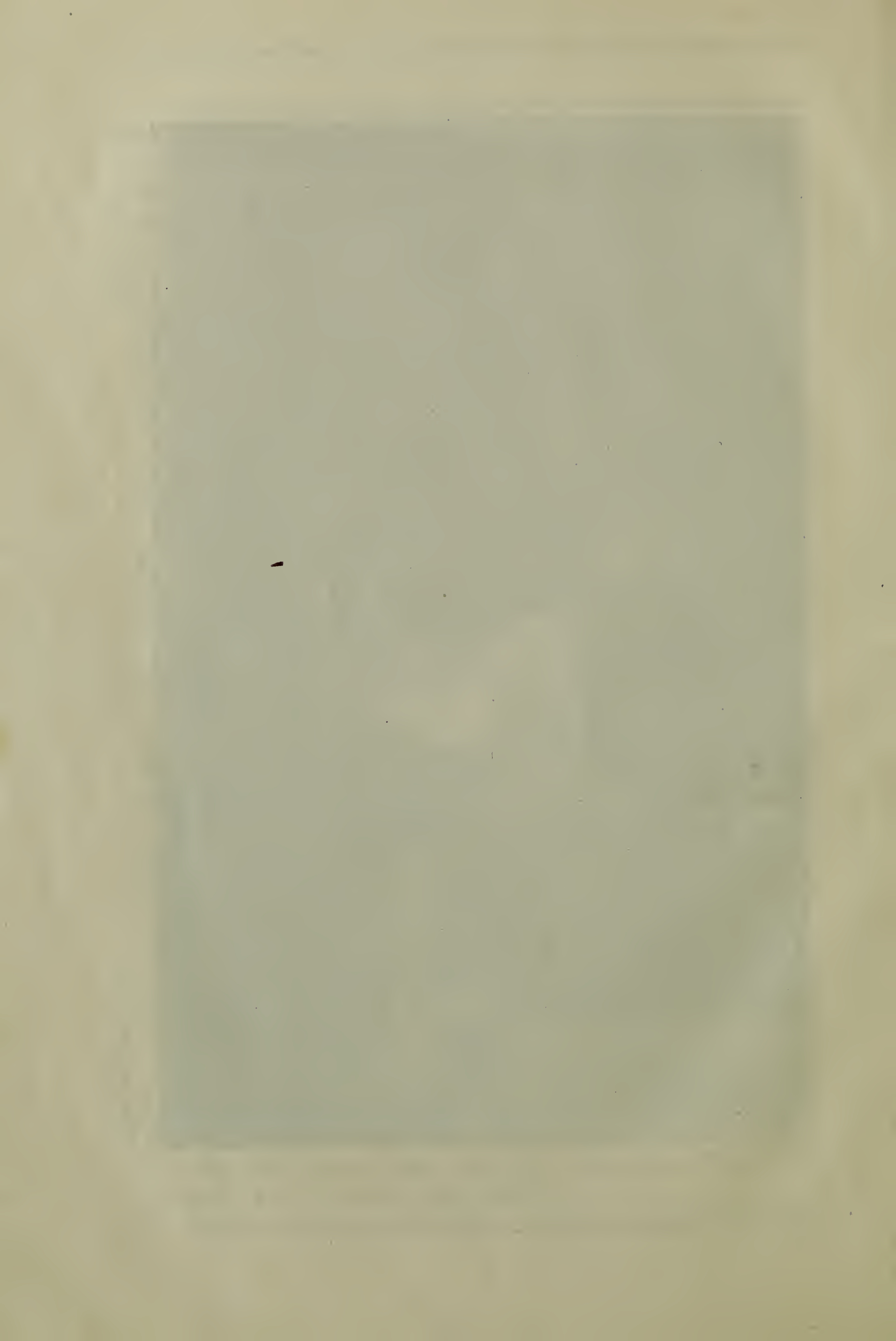
Vor allem dies. Denn sein Ohr ist fein und musikalisch, es vermag den gedämpften Ton des Lebens und der Natur zu vernehmen in seiner Einheit, in sich zu schlürfen, die Seele damit zu füllen — und ihn zu malen.

Seht nur, wie er hier schwingt — über dem Ganzen die Melodie, das stille Lied ohne Worte.

Wie er den Duft der Rosen, der Rosen seiner Sehnsucht,

Allein auf der Welt.

Museum Mesdag, Haag.



in seine Bilder trägt, so fügt er in sie stets ein Lied, ein Lied von tiefer Wehmut — ein Judenlied.

Es ist ein winziges Persönchen, das uns entgegenkommt. Die Bilder — wie dieses — mit dem die Maler Hollands ihren Führer zum achtzigsten Geburtstag ehrten, lassen das Konterfei des Lebens kaum ahnen. Jetzt ist er 86 alt.

Porträt zu 80 Jahren.

Sein Aeußeres spricht von diesem Alter: Alles an ihm ist krumm, in sich gerollt, verrunzelt und dürr. Der Körper welk, die Brust eingefallen, der Kopf voll Furchen und Flecken, in die Schulter gesenkt. Nur die Augen und Hände sind voll von innerem Leben.

Eigene Augen, die hell und sonnig sehen, wenn sie nach außen blicken, und wie zugedeckt, wenn sie nach innen schauen. Wenn sie mit andern leben, werfen sie auf dieses alte, tote Gesicht einen freundlichen Schein von Leben und Güte; sehen sie aber nach innen, was sie häufig tun, dann liegt auf ihnen der schöne Widerschein herztiefer Träume. So sind sie die beredten Zeugen des Menschen und des Künstlers und der köstliche Spiegel seiner Seele.

Und diese Hände erst, die sind ein rechtes Wunder. Häßlich, fast widerlich, nur ein Bündel Haut und stark geschwollener Adern. Aber voll von geheimem Leben. Sie begleiten seine Rede, geben ihr Ausdruck und Betonung, können ein sicheres Urteil annageln, können lachen und weinen, stürmen, wenn Erregung aus ihm spricht, und sie begleiten mit sanftem Spiel die verhaltenen Offenbarungen seiner Seele.

Wenn er spricht.

Ja, das ist eine köstliche Sache, wenn er spricht. Seine Seele steht offen, und man kann sie sehen.

Zuweilen erscheint er weise. Ein lächelnder Ernst liegt auf seinen Zügen; achtzig Jahre Kampf und Erfahrung — und ein Lächeln ist geblieben. Nichts ist so rührend als diese Mischung von hart erworbener Klugheit und diesem unversiegten Sonnenlächeln seines Gemütes. Ueber tiefen Gründen spielt ein zarter Schein.

Der Thoraschreiber I.

Dann kann es allerdings geschehen, daß aus den Gründen die schwarzen Schatten mächtiger steigen — das ist, wenn er versonnen wird. Wir fühlen, er hat dulden müssen, oft und schwer, und ist krumm und dürr geworden

Allein auf der Welt II.

unter dem harten Hammer des Lebens. Dann können wir in einsame Stunden blicken, die ihn weinend fanden – so weinen, in sich, völlig verloren – allein auf der Welt.

Aber ein kleiner Schein ist geblieben, ein stilles, wehmütiges Leuchten, das ihn nicht läßt und mit ihm weitergeht.

Das Signal.

Und wieder siegt das Lächeln. Wer achtzig Jahre gekämpft und nicht müde wurde, hat Eisen in den Adern. Er ist mit seinem Rosse eins geworden, und in die widrige Brandung des Lebens schwingt er trotzend seine Fahne – hoch geht sie noch, und noch glaubt er, daß sie ihm keiner entringen kann. – Der Tod? Er lächelt. Davon weiß er nichts. „Wir werden ja sehen."

So ist sein Mut, seine Trauer und seine Weisheit – dies ist sein Charakter.

Er muß nur sprechen.

Und seine Seele redet von anderem.

Kind mit Katze.

Sie erzählt von seinem Lieben. Zunächst davon, wie lieb er — der stolze Großvater — die Kinder hat. Kinder sind das lieblichste Wunder der Welt, sie sind die Heiligen unter den Menschen. Das Herz der Alten lacht und wird fromm, wenn es Kinder spielen sieht. Und sie sind die Würze unserer Tage, unsere Arbeit ist nichts, wenn sie nicht dabei sind, und unserer Freude fehlt der tiefere Sinn.

Der Dorfschreiber.

„Ich war ja auch jung, hatte eine gute Frau — nichts war mir mehr als sie — und in unserer Stube war Sonne — man weiß, was mir Sonne ist. Ich hatte eine gute Pfeife, und meine Arbeit ging flott und glatt. Aber waren wir froh? Meine Frau sah mich an, ich spürte ihre traurige Frage — und sah nicht auf. Ich arbeitete weiter, aber war Freude in meinem Werk? Was ist eine schöne Sonne, eine rechtschaffene Frau, eine gute Pfeife und ein flottes Bild — wenn Kinder nicht da sind.

Die frugale Mahlzeit.

Sie kamen, ein Bub und ein Mädel. Und es kam die Freude zu uns und in unser Werk. Die Sonne war anders geworden, die Stube ein Heim, die Mehlklößchen ein Festtag, die Pfeife nach Tisch eine Stunde guter Träume, und in die Arbeit nachher kam Frohsinn, kamen Lieder, herzliche Lieder — Kinderlieder."

Kinder des Meeres.

„Und darauf kommt's im Leben und in der Kunst allein an. Nur was Melodie hat, ist schön im Leben und



Der Dorfschreiber und seine Frau.



würdig der Kunst. Es gibt verschiedene Melodien, leise und laute, klagende und lachende, stürmische und ganz sanfte. Mir sind die sanften am liebsten — andere mögen sich an die aufgebäumten halten, ich liebe die zarten, tiefen und einfältigen. Die Luft, das Meer, Sand und zwei Menschenkinder. Kann es etwas Einfacheres geben? Aber klingt diese Einfalt nicht schön zusammen? — und auf den guten Klang kommt es ja an."

Der treue Freund.

„Freilich, er muß wohl auch Tiefe haben, nicht bloß so von obenhin. Verborgen muß er sein und erst heraufgeholt werden — aus Unscheinbarem oder gar Häßlichem, denn das kann ja nur die Kunst. Darum gehe ich so gern in stille, ärmliche Stuben, wo dürftige Menschen wohnen. Setze mich hin und schaue. Ein alter Mann, ein alter Hund, — nicht viel — nicht schön — dann aber sein Hund, sein Herr, beide eins, vom Leben zusammengeschnürt — schon mehr, auch schön — und nun dieser Klang, dieses sanfte, traurige Zusammfließen ihrer Seelen, der Tier- und der Menschenseele — gibt das kein schönes, ergreifendes Lied? Ich höre es, und darum male ich es".

Dies ist sein Gemüt, dies ist das Bekenntnis seiner Kunst, und beider Kern ist Musik.

Als ich am nächsten Tage im Haag vor seinem letzten Bilde stand — die „Hütte" wird es heißen — sagte er zuerst: „Das bin ich, das ist der alte Israëls". — Und als wir lange hingesehen und geschwiegen hatten, fragte er mit verhaltener Stimme:

„Hören Sie das Lied?"

---

Jozef Israëls ist am 27. Januar 1824 in der nordholländischen Kornhandel- und Universitätsstadt Groningen geboren. Seine Eltern waren fein gebildete, jüdische Leute; der Vater las viel und schrieb zuweilen auch selber Gedichte. Diese Neigung ging frühzeitig auf den Sohn über, und die sorgliche Mutter hatte bald ein stattliches Bändchen seiner ersten Verse gesammelt. Der Knabe kam zu dem Lehrer Brugsma, der ihn vor allem hebräisch lesen und schreiben lehrte; bis ins fünfzehnte Jahr beherrschte das Studium der alten Sprache seinen Unterricht und seither ist sie ihm lieb und vertraut geblieben: Noch vor wenigen Jahren zitierte er

aus dem Kopfe Stellen der Bibel, um das Gemütvolle und Klangschöne der Ursprache einer neu erschienenen Leidenschen Uebersetzung entgegenzuhalten. Dieses jüdische Wesen seiner Kindheit gab seinem Gemütsleben die unauslöschliche Grundlage; wie er sich noch als Greis der Wege erinnert, die der Zwölfjährige den blinden Lehrer durch Wind und Schnee zur Betschule führte und dort vor dem gefrorenen Fenster neben dem betenden Greise verharrte — so blieb das Jüdische der Stolz seines Auftretens und das verhaltene Bekenntnis seiner Kunst.

Die junge Mutter.

Schon im Zeichenheft des Kindes finden sich Linien seines Gemütes. Einmal malt er einen barhäuptigen Kopf; der Lehrer sieht es, ist erstaunt und fragt ihn dann: „Warum sieht er so traurig?"

Achtzehn Jahre alt, geht er an die Akademie nach Amsterdam und schließt sich an Jan Kruseman, der ihn auf die Natur verwies. Damals hat er sein erstes künstlerisches Erlebnis: er sieht ein Bild Ary Scheffers „Gretchen am Spinnrad" und wird gewahr, daß hier Stoff und Farbe in eins, in Harmonie gebracht sind. Doch noch hat er den eigenen Ton nicht gefunden, noch erinnert eine „Träumerei" an Schwind oder Chopin, eine „junge Mutter" an Defregger. Noch ist er Schüler.

Tot.

Als er dann in die Schule Picots in Paris eintritt, gerät er in neue Einflüsse: allerdings malt er hier nach Velasquez, den er so schätzt, und Rembrandt, den er liebt (und dem er ein Büchlein gewidmet hat) — aber der pathetische Geschmack Davids, der damals in Paris vorherrscht, bestimmt die Wahl und den Ausdruck seiner Stoffe. Damals entstehen die Gedanken zu den historischen Gemälden aus der holländischen Geschichte: „Die Witwe Oldenbarnevelts", „Prinz Wilhelm bei Margarete" u. a. Noch greift er zu deutlichen Hilfsmitteln, um den Tod, der ihm später so vertraut wurde, zu malen, noch fehlt diesem Schmerze der verhaltene Wohlklang, der aus der Seele strömt — der eigene Ton.

Doch schon kündet er sich an.

Vorerst in neuen Namen, neuen Stoffen: „Die Schwermut", „Adagio con espressione". Man vernimmt schon Töne, die aus der Tiefe kommen.

* * *



Der treue Freund.



Da wird die Bibel sein zweites Erlebnis: Im Revolutionsjahr 48 malt er Ahron und seine Söhne Eleasar und Ithamar, die ins Stiftszelt treten und Nadab und Abihu vom Brande Gottes verzehrt finden, weil sie fremdes Feuer an den Altar gebracht. Das fremde Feuer, die Sünde. Es ist, als hielte Israël Einzug bei seinem Volke, bei sich, im Eigenen.

Und nun geschieht das Letzte: sein Gemüt ist gefestigt, jetzt braucht nur das Auge den gerechten Reiz. Und Israëls kommt nach Zandvoort, damals ein dürftiges Fischerdorf am Meer. Und sieht einfache Menschen, einfältigen Gemütes, das Meer, seine Nebel und die Sonne, die durch solche Schleier in armselige Stuben fällt. Und malt das.

Pieter de Hooch, Interieur.

Vor ihm war Pieter de Hooch der Meister solcher einfältigen Bilder gewesen. In blankem Sonnenlicht stehen da die Mauern, wie sicheres Gold liegt es auf Wiesen und Bäumen und rinnt ohne Schwere durch die Luft und in die Stuben.

Die Menschen sind klar und hell, rein gewaschen, regelrecht sonntäglich, alles Kinder der Sonne. Holländer.

Israëls, Holländisches Landhaus.

Israëls malt nunab das Gleiche. Nur daß es zumeist Verfallenes ist, Altes und Verschlissenes, Kehricht von Menschenwohnungen in halbem Lichte. Er bildet sein Bekenntnis: „Nicht was man malt, wie man's macht, ist Kunst und zeigt den Künstler." In jedem Gespräche wiederholt er dies und wiederholt es seither in jedem Bilde. Und gibt seither diesen trübseligen Bildern Raum und Luft und strömendes Licht — bringt alles hervor nur durch das Licht — und legt in das Licht die schwermütige Melodie seiner Seele.

Interieur.

Im Freien und in der Stube — der gleiche, gedämpfte Ton, mild und tröstlich und träumend. Und in den Menschen die gleiche Weise, halb Leben und halb nur ein Traum. Eigene Menschen, eine eigene Weise. Holländer? Lieder dieses Volkes?

Vor Wochen erst hat er vor seinem letzten Bilde gesagt: „Die alte Melodie, der alte Israëls." Damals hatte er sich gefunden, damals begann seine Seele zu tönen — und der Ton hielt an.

Prima vera.

Jetzt kann er alles. Er folgt zwei jungen Menschenkindern, die übers Feld gehen, sieht sie im Frieden des Mittags schreiten, den Frühling der Farben um sie her —

und vernimmt das süße Lied eines andern Frühlings, der in diesen Herzen aufgeht — prima vera — das malt er, als er noch jung ist.

Aber die frohen Gefühle fesseln ihn nicht lange.

An Mutters Grab.

Er muß die Wege gehen, die ihn sein Gemüt führt, zu den Trauernden, zur Trauer. Und wieder bildet sich ein Bekenntnis: daß der Schmerz tiefer sei und reicher sei als die Freude, daß die Seelen der Menschen niemals ergreifender strahlen als im Brande des Schmerzes. Er beginnt sich dem Tode zu nähern. Und baut die Brücke der Trauer zwischen Gewesenem und Gebliebenem.

Wie sich die Liebe zu Gestorbenem im Trotze der Männer regt, in der stillen Wehmut der Frauen — und dann in den Augen der Kinder.

Und hier macht er ein Ende: bei den Kindern. Sie werden die zarten Werkzeuge der Stimmungen, in ihrem Spiegel läßt er fortab die Welt der Großen rührend erscheinen. Sie werden zum Brennpunkt aller Vorgänge: Die Größe und Schönheit in der Natur, der Kummer und die Last der Erwachsenen fällt auf sie, — und sie wissen nichts davon. — Alte Verse von seiner Hand:

„Im schwärzlichen, stinkenden Fischerkot,
Ein Haus, zerstört von den Winden,
Die Mauern zerrissen und die Fenster blind —
Wer will da noch Liebliches finden?

Und doch! Bei dem Herd, wo von Rauch und von Ruß
So reichlich die Wände bespült
Und alles dich ansieht so faul und so alt —
Sitzt ein Kind im Stüblchen — und spielt.“ [1])

Seither ist Israëls er selber geblieben — trotz neuer Erfahrungen, mancherlei Eindrücke, vornehmlich auf weiten Reisen, zuletzt einer nach „Spanien“, die er in einem schönen Buche beschrieb — immer er selbst. Die Reife war voll, und dieser Herbst nahm kein Ende. —

Von aller Welt geehrt, auf den größten Ausstellungen hervorgehoben, Führer der holländischen Schule, mit Orden und Titeln aller europäischen Höfe überreich bedacht — lebt er sein einsames, einfaches Leben wie vorher. Das Leben eines Künstlers.

---

[1]) Nach dem holländischen Original des Israëls' übertragen vom Verf.

Der Thoraschreiber.

Dr. Leslie D. Ward, New Yersey, Amerika.



In der prächtigen Koniginnengracht im Haag, mit dem Ausblick auf einen trübgrünen Kanal, hohe Bäume mit breiten Kronen und eine weite Wiese, steht sein Haus. Dort arbeitet er, fast 86 alt, täglich fünf Stunden, auch im Sommer, wenn er in Scheveningen wohnt. Und sieht dem Künftigen froh und mutig entgegen — mit einem leisen Lächeln um den Mund, halb Sonne und halb Wehmut. —

* * *

Und nun merkt auf.

Denkt zurück, jeder in vergangene Stunden, Stunden des Lebens: da er ein Kind war und sich am Spiel bunter, gläserner Kugeln freute, da er auf Bergen stand und der Friede der Täler auf stillen Flügeln zu ihm aufschwebte, da er zum erstenmal den Frühlingsruf seines Herzens vernahm, da er am Meere stand und bange und andächtig wurde, da er im Schein der Lampe mit Lieben zusammensaß und den warmen Segen der Hütte empfand, da er Teures verlor und weinen mußte, da er sich in vergangene Prächte und in die gegenwärtige Not seines Volkes versenkte — da er zu seinem Gott betete — Stunden des Lebens, sie müssen jetzt wach werden.

Und dann muß er diese wachen Stunden gegen jedes dieser Bilder halten, Gefühl gegen Gefühl, und prüfen: War jenes Erleben wahr und tief, er muß es hier wieder finden, der Jude wird bei dem Juden stehen, der Kreis ist geschlossen.—

Der Eierkuchen

Ich weiß ein Bild, ich weiß ein kleines Lied dazu. Eine junge Frau sitzt vor einer noch leeren Wiege und näht das Kleidchen für das Kind, das sie erwartet. Und summt dazu: „Mein Röckchen weiß, mein Röckchen fein, du wirst meinem Liebling ein Kleidchen sein" . . . Singt es und träumt dann weiter. Dann singt sie von neuem:

„Es hat ein kleins Herzchen, ich hör es gehn" . . . . . .
Und hält ein und horcht.

Wir sind in einer jüdischen Stube, und Israëls hat uns dahin geführt, schon vor 50 Jahren.

Wir sind bei Judenkindern.

Mutter macht etwas Gutes, süß und fein und dürftig ist es, man hat es nicht alle Tage. Ein Eierkuchen. Da muß man zusehen, nichts plappern, nur sehen und von dem Essen träumen. — Was unsere Mutter alles kann, woher nur, und wie gut sie lächelt — wir haben sie sehr lieb, unsere Mutter.—

Das Schiffchen

Wir wohnen am Meere und wir spielen gern im Wasser. Wir haben ein Schiffchen, das schwimmt gut — das ist unser liebstes Spiel. Die andern Kinder spielen lieber in großen Haufen, die lachen und lärmen, wir bleiben unter uns, am liebsten allein — und sind still; aber fröhlich sind wir doch. Nur stiller sind wir. Die andern schwimmen gern hinaus und stellen sich unter die Wogenkämme — wir sind lieber hier am Strande, nahe von zu Hause — und dann, wir fürchten uns draußen. Doch wir sind ganz fröhlich.

Die Erwartung.

„Du, der Jochen und der Pieter sind hinausgefahren, ihrem Vater entgegen.“ „Ja, der Jochen, der ist ein anderer, ich kann's nicht. Die denken an nichts, die kümmert das schwere Meer nicht und nicht dieses angstvolle Licht. Mir schnürt's die Kehle zu. Wir wollen warten.“ Der Pieter und der Jochen sind hinausgefahren, zu helfen, sie warten. Sie sind nicht so stark und gesund. Aber ängstigen können sie sich um den Vater, o und wie, sie sind voll schwerer Angst, ihre Seele rudert ihm entgegen — ihre Hände ruhen, es ist ihnen nichts anderes gegeben, nur warten, warten — und tragen, was da kommt — nicht trotzen.

Ihre Kraft ist ihre Seele. Und die vermag Wunder. Ihre Angst strömt sie aus und erfüllt damit den Raum und beschwert damit das Meer und ist in dem Lichte wie die Klage und die Bangigkeit der Kinder.

Kind mit Korb.

Ja das Meer! — „Täglich gehe ich heim durch das Meer, täglich rauscht es um meine Füße, plätschernd oder tosend, spielend oder klagend — jeden Tag. Und ist mir doch fremd geblieben, ich kann es nicht lieb gewinnen — wie die andern. Vielleicht, weil es meine Mühsal kennt und doch nicht erleichtert? Vielleicht, weil es ohne Ruhe ist wie wir und uns ins Ohr rauscht, woran wir leiden und jung vergehen? Vielleicht, weil es zur Freiheit ruft — wir aber sind bedrückt und in Fesseln? Vielleicht, weil es ins Weite zieht und jede Weite unsere Hoffnung doch trügt und uns verdirbt? Ich weiß es nicht. Aber fremd ist es mir — und wie jung ich noch bin — ich weiß, es ist unser Feind.“

* * *

Die Erwartung.

Nur unsere Sehnsucht kann es tragen. Zumal an stillen Tagen. Dann stehen wir Mädchen auf den Dünen, unser Brüderchen im Arm und sehen den kommenden Barken entgegen. Welche trägt wohl unser Glück? Die mit den gold=

Das Schiffchen. Rejksmuseum, Amsterdam.



braunen oder die mit den kupferroten Segeln? Wir fragen und fragen — und das Meer flüstert: Ich weiß wohl, mein Mädchen, du hast warmes Leben im Arm, es strömt zu dir, macht dich heiß und verlangend. Aber du stehst auf Sand und siehst umsonst. Mit grauen Segeln kommt dein Schiff — warte nur.

Mädchen vor dem Fenster.

Sollten wir Mädchen da nicht müde werden, wenn wir so lange warten müssen. Die Zeit vergeht mit der Arbeit im Hause, wenn es später wird, nehmen wir das Nähzeug und sitzen am Fensterbrett. Draußen blüht es, der Himmel ist lieblich, und die Sonne ist warm — und wir sitzen allein. Ist das nicht der Frühling, ist das nicht die Zeit, da die Herzen schlagen? Uns holt keiner — und doch weiß ich einen, der wäre mir recht. Nur ein wenig von ihm träumen, träumen, daß es so nahe ist, so nah wie die Blumen und der Sonnenschein, nur erst im Rücken, gleich wird es mich umfangen, träumen vom Frühling, vom Glück — auch wenn es nicht kommt. Das dürfen wir doch, von dem Glücke träumen, das nicht kommt.

Frau am Fenster.

Nun ist auch das vorbei. Umsonst geträumt. Und wie schön waren doch die goldbraunen Segel und die kupferroten und der blühende Garten im Sonnenschein! Uns kam das schwarze Schiff und trug uns lange Zeit — ach, wie lange schon! Es war uns bestimmt, das ist unser Los — wir konnten uns nicht wehren, wir mußten uns fügen. Dazu sind wir da. Jetzt sitzen wir wieder am Fenster, aber jetzt sehen wir geradeaus, wir haben ja nichts zu hoffen, zu fürchten. Und wir warten wieder. — Worauf warten wir noch?

* * *

Strickerin.

Ein Tag ist ja doch wie der andere. Mühe und Sorge. Und keine Freude dabei. Wir wissen, daß unsere Arbeit ohne rechten Nutzen ist, wir sehen kein Ziel — nur wieder die neue Arbeit. Und dann das, daß wir dabei an unsere Kinder denken müssen, das macht unser Schaffen so schwer. Er wird ihnen nichts helfen, wir können es ihnen nicht leicht machen — sie werden tragen müssen wie wir. Unsere Arbeit hat keinen Trost.

Die Spinnerin

Darum werden wir auch so frühe alt. Diese Arbeit ohne Trost macht uns so früh alt. Und dann — wenn wir das Spinnrad eine Weile stehen lassen, kommen so schwere Gedanken, wie lastende Schatten kommen sie in die Stube,

und das bißchen Licht hat keine Macht über sie. Dieser ewige Kampf in unserer Stube: Schattenmassen und ein bißchen Licht, so ungleich — was muß da siegen?

Alte Frau mit Kätzchen.

Und doch, wie gern haben wir das Licht. Es ist so eigen: uns hat man niemals Rosen geschenkt, als wir noch jung waren — und doch haben wir ihren Duft so gern, vielleicht noch lieber als die andern, die einen ganzen Garten davon haben. Die Sonne war uns nicht hold und schien oft auf unsere Schmerzen — und doch sind wir froh, auch wenn sie nur ein paar arme Strählchen schickt, törichte, goldene Schmetterlinge, die schnell verflattern — wir sind doch froh.

* * *

Alte Frau mit Hut.

Auch an den Lichtern des Herdes — wenn es dunkelt. Wir sind ja auch Menschen und können nicht ganz ohne Licht sein. — Besonders, wenn es dunkelt. Wir fürchten uns vor dem Dunkeln. Und dann — Flammen sind wie Träume, schön steigen sie auf und — verrauchen. Waren das nicht die Freuden unseres Lebens? Schön stiegen sie auf, so schön — und dann verrauchten sie. Jeder Funke — ein Traum, jetzt wieder einer, Funkenträume ohne Ende — unser Trost, wenn wir altern.

Wenn man alt wird.

Und jetzt haben wir keine Freude mehr am Lichte — nur an der Wärme. Es ist so wenig Blut in uns, wir haben es hergeben müssen, Tropfen um Tropfen — keiner ist mehr da, kein Freund — nur das Feuer und die Stube. Wir sind genügsam geworden und zufrieden, wir warten auf nichts, wir hoffen nicht mehr — wir sind ganz froh, wenn wir eine Stube haben und einen warmen Herd. Sind wir nicht recht eigennützig geworden? Aber man wird so, wenn man altert. —

* * *

Frau mit Kind im Schoß

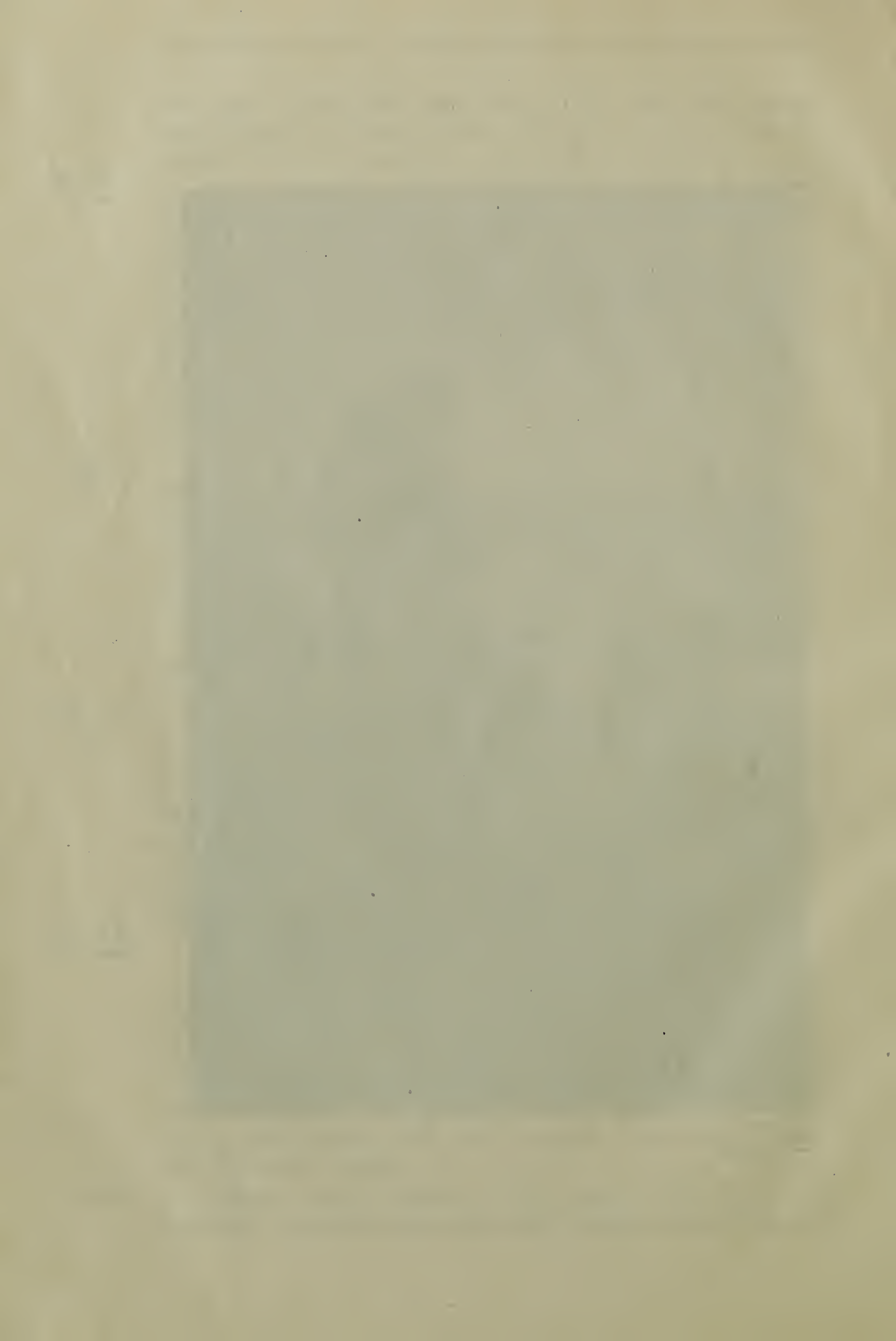
Und doch haben wir eine Freude — eine stille — denn wir sind ja stille Menschen. Wir tragen unsere Schmerzen still, und wenn wir uns freuen, lächeln wir nur. So ist unser Herz. Sonst ist es müde und geht schwer — ist aber eines da von unserm Fleische, Vater oder Kind, dann rauscht sein Blut, und es kann lächeln, nur ein wenig ist es bedrückt, so ist unser Herz. Wir sind ja nicht lange frohe Mütter, wir Mütter der Juden.

Genesung.

Diesen warmen Schein kann auch die Krankheit nicht vertreiben. Damit werden wir schon fertig, wir sind das ja



Erwartung.



gewohnt. Nur beisammen müssen wir sein, denn wir tragen inniger zusammen als die andern — vielleicht darum, weil die trüben Stunden enger schmieden als die frohen. Wenn wir beisammen sind, brauchen wir uns nur anzusehen — wir sagen nichts dazu — wir wissen schon, was uns so warm macht. Dann strahlt ein feiner Schein aus uns und fließt um uns wie ein Ring — wir müssen nur beisammen sein. Es ist ein Feiertag, die Kerzen sind angezündet.

Die kranke Frau.

Wir sind zum Sterben müde — vielleicht werden wir auch sterben. Aber wir sind ganz froh; denn einer ist bei uns, den wir lieb haben, er ist gesund, er kann arbeiten, er wird leben. Nun wißt ihr, warum ich im Lichte liege und woher der Schein auf meine Tochter kommt. Es ist eine Brücke gebaut von mir zu ihr, aus lichten Fäden ist sie gesponnen, und die Lieder unserer Herzen gehen auf ihr, hin und her, ein Singen und Scheinen, von ihr zu mir.

Die Kesselmahlzeit.

Ja, unsere Stube! Die andern können das nicht verstehen, was uns die Stube ist. Für die andern mag's draußen schöner sein — wir fühlen uns wohl, wenn wir in Stuben sind.

Die andern haben Lust zum Wagen und Wandern, sie atmen frei, wenn sie unter dem Himmel gehen, — wir sind nicht so: wir haben zu oft vergeblich gewagt, wir mußten oft wandern, wenn wir todmüde waren und gern geblieben wären — wir sind froh, wenn wir eine Weile sitzen können, eng beisammen, im Schutze der Hütte. Dann kommt das Behagen, auch wenn das Essen nur kärglich ist — dann sammeln und schüren wir, was noch an kargem Feuer in uns blieb, zu einem schmalen Haufen und zünden es an. Das Feuer der Friedlosen: warm und schön ist es, aber die Angst, daß es schnell vergehen muß, flackert über ihm.

Politischer Disput.

Wenn wir nur in unserer Stube sind! Wir setzen uns zurecht, als wären wir Herren. Wir zünden unsere Pfeifen an, als wären wir behaglich und ohne Sorge. Wir reden, reden — von hohen Sachen, von allem, was die Welt bewegt, wir reden und entscheiden, jede hohe Frage entscheiden wir. Wir sind ja die Herren. — Wir wissen wohl, daß wir uns das nur einbilden, daß wir uns täuschen — aber haben wir ein anderes Glück? Lassen uns die andern dazu? Dürfen wir wirken? — Nun eben, dann können wir nur reden. — Wißt ihr nun, was uns die Stube ist, wenn sie uns einschließt, uns, die Ausgeschlossenen?

Nach dem Sturm.

Nur dürft ihr nicht glauben, daß wir uns darum immer bloß so zaghaft und lautlos regen, weil wir ohne Kraft sind. Daß, was uns bedrückt oder erschlägt, oder was — es ist nicht viel — uns beglückt — die Mädchen und die Männer, vor allem aber unsere Kinder — darum nur scheuen Widerschein im Auge, nur halbe Geberde wach ruft — fast nicht zu sehen und ohne Laut. Es ist alte Scham und Scheu dabei — vielleicht liegt sie im Blute — vielleicht hat sie uns der lange Weg gelehrt, wenn die andern uns verlachten. Die Mißgunst der andern hat unsere Seele scheu gemacht, und sie redet nur halbe, leise Worte, die man nicht hört oder nicht verstehen kann — auch wenn sie blutet. —

---

So sind wir — wir Juden — im Alltag, wenn wir spielen, wenn wir träumen, wenn wir warten, und wenn wir uns sehnen — die Kinder und die Großen. Das sind unsere kleinen Schmerzen.

Aber wir haben auch große. Horcht auf, ihr sollt sie vernehmen:

* * *

David vor Saul.

Wir hatten ein Land, wir waren ein Volk, und Könige waren über uns! Wir waren! Was sind wir! — Kraft und Klang war unser eigen, das war Saul, der die Philister schlug, das war David, der König unter den Sängern! Das hatten wir einst — was haben wir nun? Den Traum von Gewesenem, den Schmerz um Verlorenes und die Frage um Künftiges. Träume und Schmerzen und Fragen.

Der Thoraschreiber.

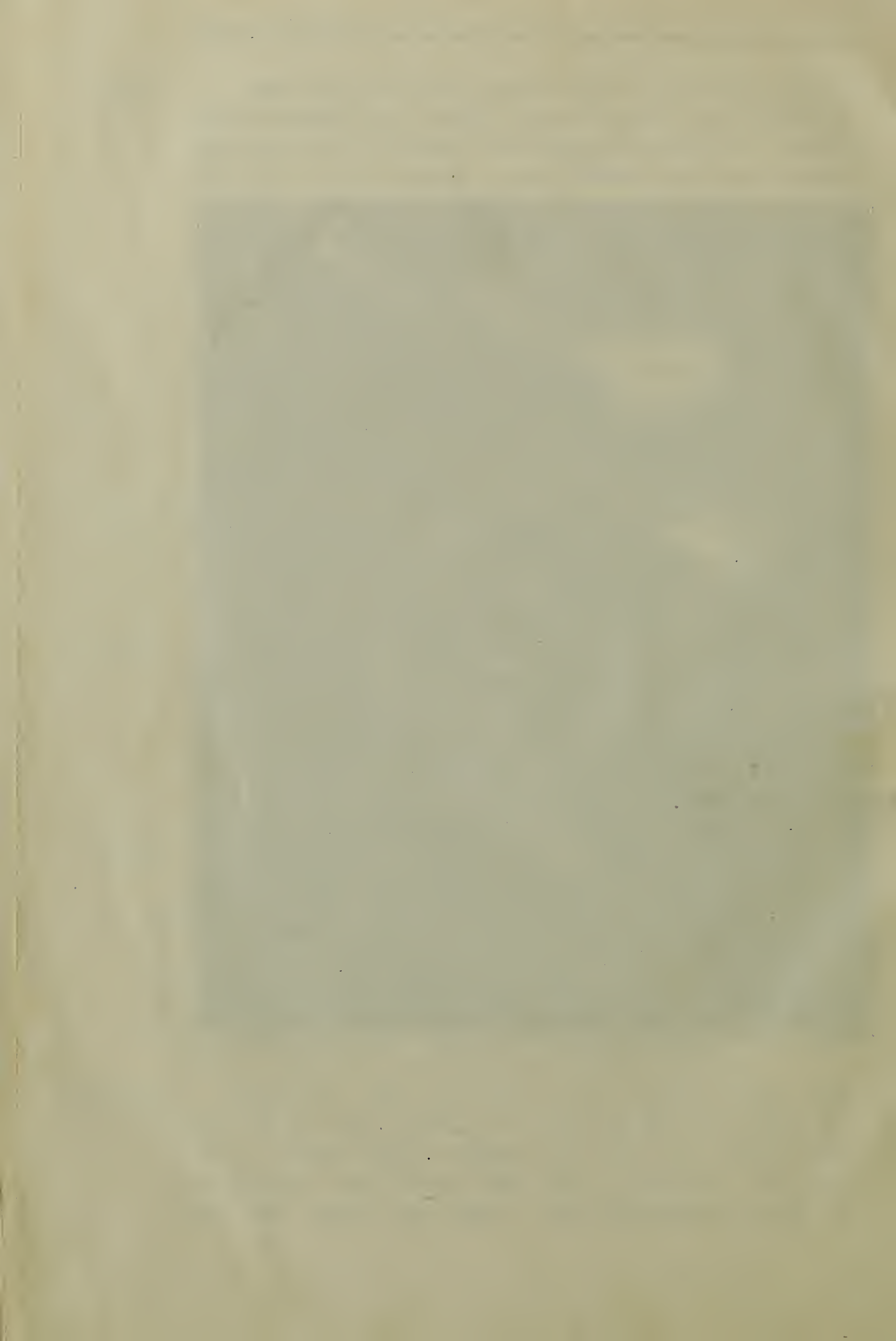
Wir lesen in uralten Büchern, und ein heiliges Leuchten steigt aus ihnen. Und dann ein Lied: Vom Berge Libanon, auf dem die Zedern wuchsen, vom Tale Saron, in dem die Rosen blühten, vom Flusse Jordan, der in Liedern rauschte, von unserm Gott, der in Feuersäulen vor uns schritt — alte, heilige Lieder unseres Stolzes — aber nur Lieder, sie verklingen, Leuchten, das verlischt. — Und uns bleibt die brennende Sehnsucht nach verlorenen Prächten, das Verlangen nach seiner Wiederkunft rauscht in uns auf . . . . . .

Ein Sohn des alten Volkes.

Umsonst. Wir sind nicht mehr, was wir waren. Die Kraft ist von uns gewichen, wir sind gebückt, wie solche, die immer bergauf gehen mußten, wir sitzen, das Stehen wird uns schwer, wir sehen nicht mehr geradeaus oder nach oben, wir sehen zur Erde — die Auserwählten sind zu



Die Spinnerin.



Ausgestoßenen geworden, das Volk der Könige zu einem Volk von Trödlern. Wir haben keine Wucht: die Glieder sind müde, das Herz steht still — nur der Kopf sinnt fruchtlose Gedanken. Wir sind krank. —

Mußten wir es nicht werden?

Nach dem Sturm.

Wir sind nicht von denen, die die Sonne segnet. Nur Almosen hat sie für uns — dünne, letzte Schleier, von denen, die der Nacht schon nahe sind. Wir sind nicht mehr von denen, die trotzig jubeln und in Aengsten schreien. Unser Frohsein und unser Kummer hat keine Stimme mehr — lautlos sind unsere Gefühle geworden — Schattenseelen. Draußen hat der Sturm, unser Feind, Liebstes bedroht, vielleicht begraben — unsere Angst flog wie ein Falter — jetzt ist Stille — Stille der Rettung? Stille des Grabes? — Wer weiß es? — Unsere Angst fliegt nur wie ein Falter. Schattenpulse, Schattenseelen. Wir sind krank.

Umzug.

Ihr dürft euch nicht wundern, daß wir es wurden. Es war zu viel, wir konnten es nicht ertragen. Wir hatten einen Karren voll Habe und eine Hütte zum Wohnen. Wir waren bescheiden, und man ließ uns ein wenig Ruhe: da begannen wir Wurzel zu fassen, in den Menschen, die mit uns lebten, und in dem Lande, wo wir wohnen durften. Und der süße Friede derer kam über uns, die auf eigenem Boden sind. Es war ein Traum. Wir mußten fort. Mußten wir nicht müde werden und ängstlich?

* * *

Landstraße.

Wir gingen fort. Die letzte Hütte des Dorfes war hinter uns, wir waren wieder auf der Straße. Zum wievieltenmal? Wir kannten die Schrecken der Straße, wir kannten die Sonne vor uns — sie ist nicht für uns, wir müssen im Schatten gehen. Kennt ihr die Sehnsucht solcher nach Sonne, die sie sehen und doch stets im Schatten gehen müssen? Wißt ihr, was wir am Abend empfanden, wenn wir an Hütten vorbeigingen und nicht halten durften, stets weiter, in den Nebel, ins Irre, ins Ungewisse? Und stets die Frage: wohin? — Mußten unsere Herzen da nicht endlich stille stehen?

Allein auf der Welt.

Mußten wir nicht endlich Künstler der Schmerzen werden? Wir sind nicht daseinsflüchtig und sind nicht Feinde der Lust. Sie ist uns nur fremd. Wir sind von denen, die am Leben leiden. Es kam früh zu uns, das Leid — und blieb uns seither treu, ein guter Freund. Wir haben uns mit ihm auf

du und du gestellt, uns war nicht wohl, wenn es auf eine Weile fern war. Es saß bei uns und faßte unsere Hände, nur sanft, es wußte, wir können nicht schreien — es sah uns an, ganz tröstlich — und es neigte sich zu unserm Ohr und flüsterte: Ich hab dich lieb. Da mußten wir weinen — ohne Klang, ohne Laut — wie unser Leben. Ein Lied ohne Wucht, ohne Worte.

---

So ist unser Leben — so sind wir — so ist die Kunst des Israëls — Judenkunst.

Porträt a. d. Jahre 1909.

Er erschöpft unseres Daseins Sinn, seine Seele und seine Melodie. Wiewohl er holländische Stuben und Menschen malt. Das ist bloß das Aeußere.

Es ist Judenkunst.

Vielleicht weiß er es selber nicht — es ist aber doch so.

Weiß er, was ihn stets zu den Kehrichtwinkeln der Menschenwohnungen führt? Weiß er, warum sein Auge stets am Dürftigen, Verfallenen und Sonnenlosen haftet, daran schürft, danach dürstet? Weiß er, warum seine Seele stets ihre Arme breitet, um Gebückte und Gedrückte, Armeleute, zu umarmen?

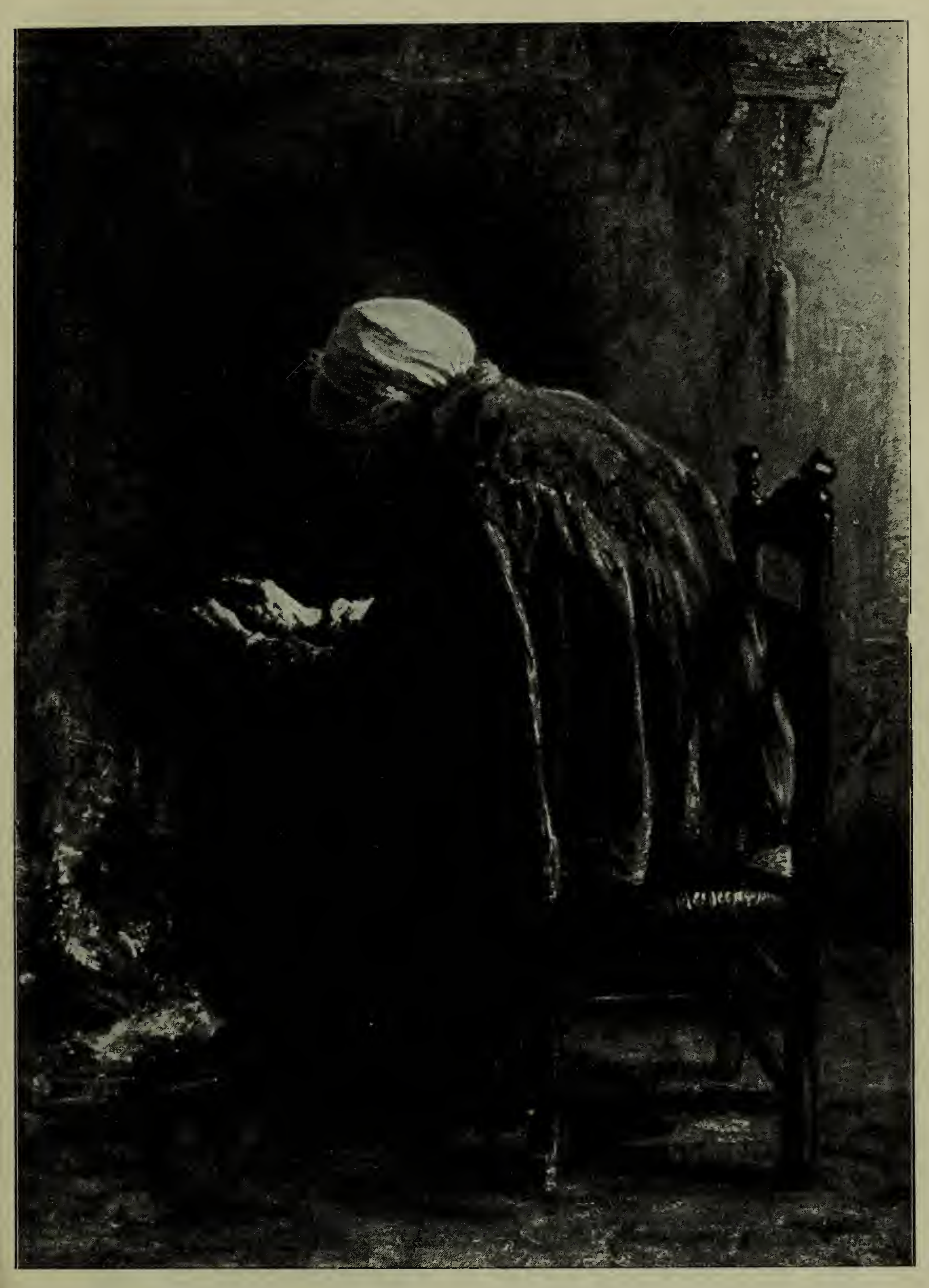
Weiß er, warum?

Die Liebe der Künstler ist wie die Liebe der Kinder. Sie weiß nicht, warum. Aber es ist die Liebe, die sie führt, immer richtig, immer sicher, immer ins Eigene. —

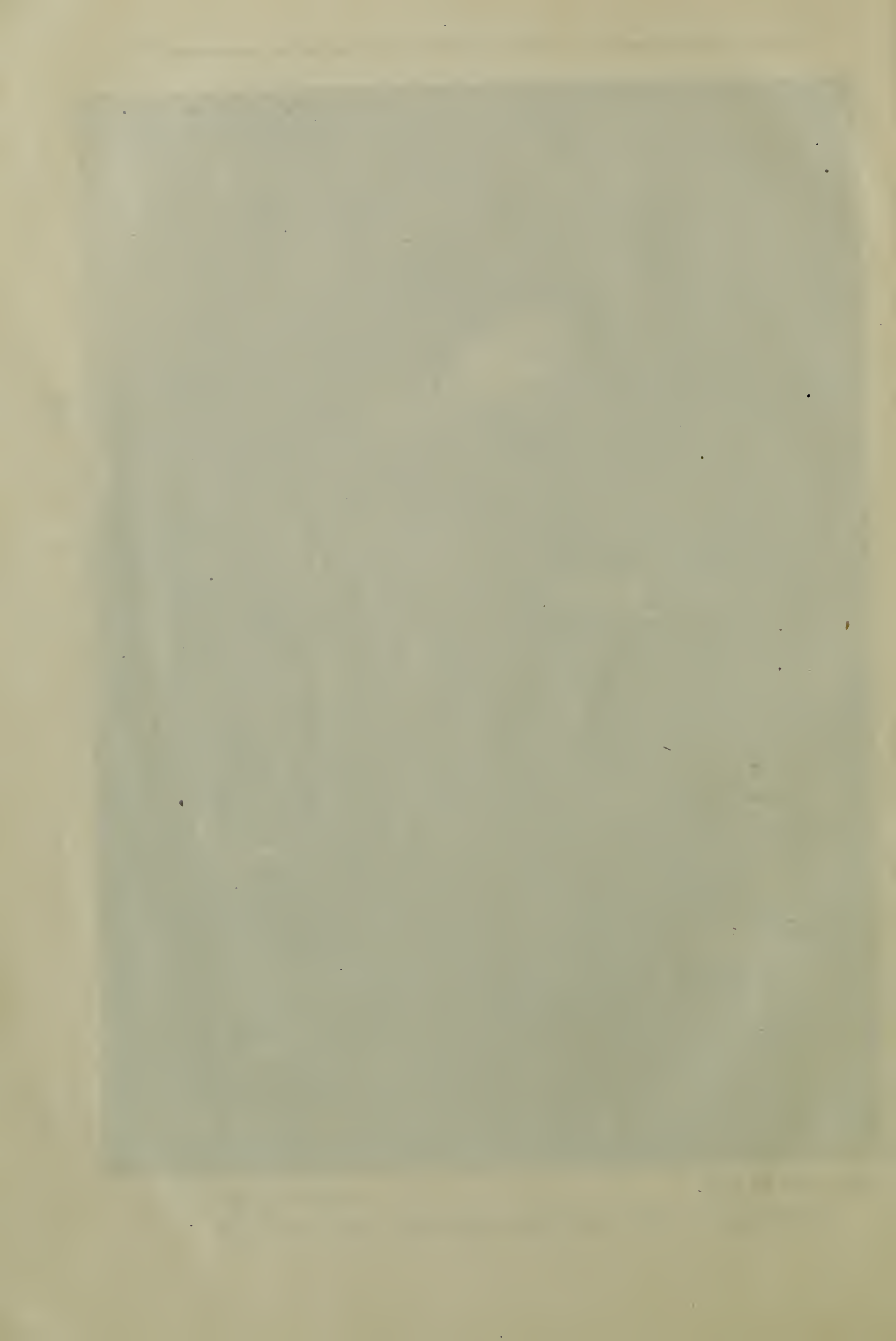
Weiß er, warum ihm manches versagt ist und vieles gegeben?

Weiß er, warum ihm das Meer fremd ist und der See zu eigen? — Wir bauten einst an einem Flusse, und er starb im See — Jordanlieder. Weiß er, warum es durch seine Bilder rauscht, nicht wie der trotzige Sturm der Eichen, aber wie die Klage der Weiden am Bache? — Wir saßen einst an Bächen, und die Weiden hingen mit trüber Klage ins Wasser. — Weiß er, warum seine Seele fliegt, nicht wie der stolze Adler, aber wie die Taube, irrend zwischen den Mauern? — Unsere Seelen segelten einst mit den Sonnenwogen, dann mußten sie hinab zwischen enge Mauern. Ihre Flügel wurden schwach, ihr Blut still, nur die Sehnsucht nach der Höhe blieb ihnen.

Er ist so arm und ist so reich wie wir. Vergangenes



Wenn man alt wird.



Blut rauscht in ihm und redet aus ihm, wenn es die Stunde weiht. — Judenblut. —

Weiß er, warum seine Augen so eigen sehen? — Sie sehen auf das Klare und Schöne, auf helle Wiesen, in sonnige Stuben, auf blanke Menschenkinder. Aber sie sehen durch einen Schleier, wie Augen, die krank sind. Das Licht tut ihnen weh, sie waren es lange nicht gewohnt, darum sind sie so. Und wenn er es dann malt, den Frohsinn und die Sonne, liegt dieser Schleier auf ihnen, aus Tränen gewebt und aus fruchtloser Sehnsucht. Das Schöne wird rührend, das Häßliche wird erschütternd, das Sonnige wird zart und bloß dämmernd. — Wenn ein Jude sieht!

* * *

Wenn ein Jude singt!

Weiß er, warum Musik in seinen Bildern liegt? Frühalte Kinder, müde Mädchen, zerfetzte Frauen und mutlose Männer — ein Chor Verfallener und häßlich Verkrümmter, Lumpen des Lebens — aber doch wieder lauter singende Seelen! Wehmütig und scheu rinnt die Weise, aus den Winkeln der Trödler und Lumpen, an die Grenze, wo die Gärten beginnen, die Rosen stehen und die Sonne strahlend siegt. Grenzlieder. Von der Grenze kommen sie her, wo die Grenze liegt zwischen Wachen und Schlafen, Leben und Träumen, letztem Wanderertrotz und müder Ergebung — dorther kommen sie und werben fruchtlos um die blanken, strahlenden Gesellen von jenseits der Zäune — Schattenlieder. Fanfaren sind ihnen versagt, nur die Geige steigt in ihnen, süß und schmerzlich — schier ohne Ton. Lieder in Moll. Ob einer sie für sich singt oder ein ganzer Chor — gleich strömt es aus ihnen — das alte Judenlied: „Allein auf der Welt!“ —

Weiß er, warum?

Weiß er, warum er, der stete Sieger, der Täler sah und Berge stürmte, den Neid bezwang und die Liebe auf sich lenkte — warum seine Sehnsucht aus all dem welken Leben, das sie sieht und bannt, nicht die letzten zarten Schimmer sammelt zu einem trotzigen Marschlied, zum Hochgesang der Frohmütigen — warum sie bloß nach eingehegtem Frieden sucht, wie die Wegmüden — die die Hütte ersehnen?

„Weit hinter den Bergen — weit — weit
Steht lange schon eine Hütte bereit —
Ihre Tür ist offen, dich zu empfahn —
Wann wirst du ihr nahn? —"

„Noch bin ich der Erde wandernder Gast,
Noch trag' ich im Herzen friedlose Last,
Noch ist, was mir nah — so fern — ach, so fern —
Noch steigt mein Stern. —"

„Du bist nur blind-stürmender Sinne Raub,
Und was du erjagst — war Staub — wird Staub —
Hier ruht dein Glück, weit hinter dem Wald —
Komm bald!" —

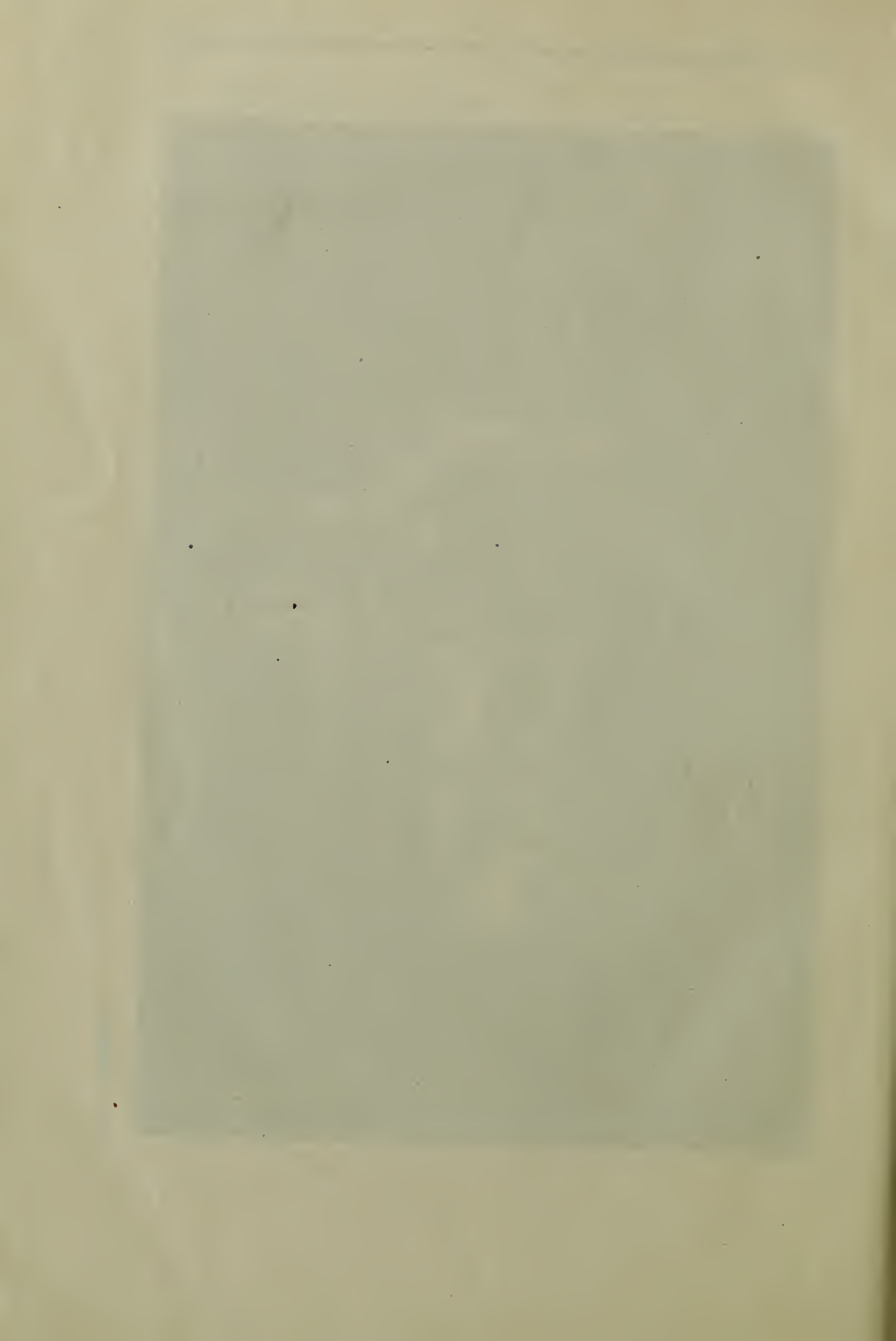
Er weiß nicht, warum — es muß so sein.

In einsamer Stunde war es zu ihm gekommen, füllte seine Seele und floß in sein Blut. So kam es ins Bild. Und wuchs und wuchs: bis es ein Monument war des Lebens, untrüglich und unzerstörbar, wahrhaft und gut — ein Monument unseres Lebens. Und zuletzt nahte sich ihm uralter Segen, die ewige Mutter der Juden spendete ihn, und er umfloß sein Werk mit dem holden Schein der Einfalt, dem Scheine der Bibel und gab ihm die Weihe.

Nun rauschte sein Leben von Herz zu Herz, klammerte sich an und ließ es nicht, bis es sein wurde — der Jude steht beim Juden — der Kreis ist geschlossen.



Die Genesung.



# IV. Wir und unsere Kunst.

Und nun: was soll uns diese Kunst, uns heute?

Wir wollen fröhlich sein — und sie ist nicht heiter, wir wollen Sonne — und sie gibt Schatten, wir wollen frohen Mut — und sie gibt Müdigkeit. — Was soll sie da uns, uns heute?

Frei soll sie uns machen — das ist das erste.

Jede Kunst kann frei machen — frei vom Kleinen, frei zum Großen, frei von den Niederungen zu den Höhen, frei vom Eigennutz zur Liebe, frei von sich, dem Einzelnen — zum Ganzen, zum Allgemeinen, zum Volke. Freilich — wie unsere Kunst einmal ist — auch frei von dem eigenen Leide zu den Schmerzen unserer Brüder. Das ist traurig — aber es ist doch auch edel.

Sehend und fühlend sollen wir werden durch sie.

Unser Auge muß sie öffnen, daß es die Not der Brüder sieht — nicht die Not, die wir schon kennen, die Not um das Brot — aber die andere, die sie uns lehrt, die größere, schmerzlichere — die Not unserer Seelen. Und darob muß unser Mitleid wach werden, nicht das armselige Mitleid der offenen Hand — aus den geöffneten Toren unserer Herzen muß es strömen wie ein lichter Segen auf die, die die Sonne nicht kennen, weil sie sie nicht haben.

Und trösten muß sie uns.

Und dies ist ihr Trost: Wohl seid ihr arm und bedrückt, unsicher und ängstlich — und Heerscharen von Bettlern zählen zu euch — aber eine schöne warme Seele wohnt in euch, die weiß Lieder zu singen. Die andern haben viel, es scheint, sie hätten mehr als ihr. Aber das scheint nur so. Glaubt mir, ich weiß es, kein Schatz ist reicher, keiner vermag mehr, keiner ist so verheißend und adelig — als eine Seele, die Schwingen hat. Freilich ist sie jetzt müde und wund, sie mußte es werden, aber Flügel hat sie — es kommt ihr Tag, und wie ein Adler wird sie sich heben. Dann wird sie tönen.

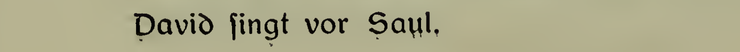
Das ist ihr Trost.

Und stark muß diese Kunst uns machen — und stolz und froh.

Sie weist auf sich und sagt uns, daß wir bauen können. Sie wirft den alten Schimpf zu Boden, daß wir Zerstörer seien und fremd im Reiche des schönen, herztiefen Schaffens. Bauleute sind wir, und die Begnadeten unter uns fügen, was sie aus verspotteten und verdammten Judenherzen holten, zu Heiligtümern zusammen, so stolz und adelig, daß der Verächter die Hände faltet und der Haß zur Liebe wird. Dies ist unser Stolz, der eine.

Wir haben noch einen andern: Ob Rembrandt oder Israëls, wer immer am Werke sei, Einheimische oder Fremde, unser Sein, unsern Sinn durch ihre Kunst zu bannen — immer sind sie darauf aus zum Kern unseres Gemütes, zum Juden in uns, vorzudringen. Die Ungetreuen, die von der Fahne flohen, die Fremdgewordenen, die Leugner unserer Sitte, unseres Sinnens sind ausgestoßen aus dem Tempel jeder Kunst — also müssen sie schlecht sein, denn die Kunst wirbt nur um das Gute. Und darum adelt sie uns, die sich mit frohem Mute zum Juden bekennen, nicht im Worte nur, vor allem im Gemüte. Macht uns stolz und stark. Heißt uns auszuharren bei unserm Erbteil, Wächter zu sein vor den verlassenen Zelten Israels — denn in ihnen wohnt Schönheit und Wohllaut, uralt und doch zur Dauer bestimmt. So werden wir froh. Mögen in den Gärten der andern die Rosen stehen und Sonne auf allen Wegen, mag in unsern Gehegen heute auch nur armseliges Moos im grünen Dämmer liegen — es ist doch das Eigene — und darum ist es gut und jeder Liebe wert.

Und dann — unter dem dürftigen Moose liegt Erde, eigene Erde, und die kann Früchte tragen — wir müssen nur roden — sie wird fruchtbar werden. Ihr müßt nur gläubig sein. Schaut zurück, schaut vorwärts. Was waret ihr einst: Die Feinde mußten euch segnen, als sie von den Bergen auf eure Lager sahen. So waret ihr. Ihr werdet es wieder sein, schaut vorwärts. Aus den Aeckern eurer Herzen, der sicheren, jüdischen Herzen wird neue Saat, neue Pracht aufgehen. Nur der Sämann muß da sein. Ich bin der Sämann, sagt sie, ich sammle die Körner aus den Seelen und streue sie in eure Herzen — die Ernte wird



David singt vor Saul. Stedelijk Museum, Amsterdam.



kommen. Freut euch! Noch ist der Tag düster, die Halme schwach und Wehmut mein Lied. Aber ich sehe ihn kommen, den strahlenden Tag, die einsamen Geigen sammeln sich zu einem großen Chor und spielen Judenlieder. Aber sie sind nicht mehr schwer und ängstlich und trübe, Wanderlieder der Wegmüden. Neue Judenlieder. Die Geigen steigen, Fanfaren — das neue Instrument der Juden — fallen ein, rechtschaffene Marschlieder sind es geworden, die Losung hat sich geändert. — Nicht „warten und wandern“, „wachen und wagen“ heißt sie jetzt, und unter seidenen Fahnen, die zur Sonne wehen, schreiten die Treugebliebenen, lachend, frohgemut und befreit — den Weg, den sie wollen:

Habt nur den Glauben!



Ein Sohn des alten Volkes. Stedelijk Museum, Amsterdam.

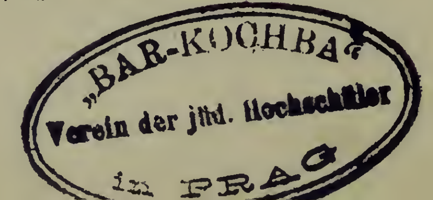


# Nachwort.

Die vorliegenden Blätter bilden die Grundlage eines Vortrages, der im Winter dieses Jahres in den größeren Städten der Sudetenländer und in Wien gehalten werden soll. Den Vortrag begleiten Lichtbilder klassischer Meister und des Jozef Israëls. Wiewohl ich mich bemühte, die Anschaulichkeit des gesehenen Bildes, wo es nur anging, durch die Darstellung zu ersetzen, mußte Anlage und Sprache doch im ganzen dem rednerischen Zwecke angepaßt bleiben, sollte nicht der einheitliche Aufbau zerstückelt oder gar zerstört werden. Ich bitte den geneigten Leser, die gegebene Rücksicht zu üben.

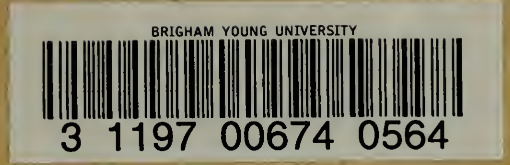
Der Verfasser.

Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.








BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 00674 0564

